

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

APRIL 2017

**ÜBER ZEIT:  
UHREN UND  
SCHMUCK**

**ÜBER MÄNNER:  
EINE ANALYSE  
DER AFD**

**ÜBER IGGY:  
JIM JARMUSCH  
IM INTERVIEW**



**ESSEN  
AUF  
RÄDERN**



CHANEL.COM CHANEL-Kundenservice - Tel. 01 601 24 26 25 9,9 C/Min. aus dem Festnetz, max. 42 C/Min. aus Mobilfunknetzen. DER CHANEL MOMENT



L'INSTANT  
**CHANEL**

BOY-FRIEND  
TWEED

# WO DIE BLUMEN SIND



**J**a, gibt's denn das? Schon wieder die Frage: Was schreibe ich im Editorial? Drei Menschen haben mir die Feder geführt, ohne dass sie es wussten, und deswegen nenne ich sie hier gleich mal. Da ist die Fotografin Loes Heerink, die mit dem Titelbild und vielen weiteren Fotos auf vier Seiten originelle Grüße aus Hanoi schickt. Außerdem die Fotografin Amira Fritz, die mit melancholisch umwehten Aufnahmen Blumen und Schmuck zusammendenkt – und so den romantischen Auftrag des Dichters Novalis erfüllt, „dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehn“ zu geben, „dem Endlichen einen unendlichen Schein“. Und schließlich hat mich auch unser Art Director Peter Breul auf das Thema gebracht. Denn auf diese Seite hat er einfach eine Tulpe gepflanzt, in Originalgröße, wie jedes Objekt, das wir zum Editorial abdrucken. So viele Blumen, der Frühling, das Ende des langen Wartens namens Winter – da kann man gar nicht anders, als über das Frühjahr zu fabulieren. Mache ich natürlich nicht, keine Angst, denn von Blühen und Verblühen zu reden, von Werden und Vergehen, von Vitalitas und Vanitas, das kann ja jeder. Ich empfehle einfach nur die Lektüre dieses Hefts, und die richtige Stimmung wird sich von selbst einstellen: Eine Prinzessin denkt sich im Schlossturm Handschmuck aus; neue Uhren springen frisch von der Baseler Uhrenmesse ins Blatt; eine Aktivistin in London kämpft gegen den Brexit, wird bedroht und macht trotzdem weiter; sogar aus Neuseeland kommt heute guter Wein; und selbst olle Männer wie Iggy Pop haben einen Dokumentarfilm verdient. Die Themen sprießen nur so! Und was die blumigen Metaphern angeht: Viele Frauen scheinen auf High-Heels erst aufzublühen. Die fragile Balance auf hohen Sohlen, die mit Selbstkasteiung weniger zu tun hat als mit erhabener Selbstbeherrschung, deutet der Soziologe Tilman Allert für uns. Von ihm kann man ganz nebenbei lernen, dass man noch das „geheimnisvolle Ansehn“ des Gewöhnlichen in Worte fassen kann, dass überall die Bedeutung blüht, sogar dort, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Oder vielleicht gerade da. *Alfons Kaiser*

## Italian Masterpieces

ARCHIBALD ARMCHAIR, DESIGNED BY J.M. MASSAUD.  
SALA DEL THE, PALAZZO COLONNA, ROMA.



**Aachen** - Mathes Büchel 29-31

**Berlin** - Poltrona Frau Berlin im Stilwerk Kantstrasse 17

**Gmund Am Tegernsee** - StudioX Münchner Straße 140

**Hamburg** - Clic Inneneinrichtung Grosse Elbstrasse 68

**Hamburg** - Einrichtungshaus Bornhold Alsterufer 1

**Hanau** - Meiser Home of Living Ludwigstrasse 71

**Kempen** - Renkes Möbel - Peschweg 1

**Mainz** - Möbelhandel Jung Holzstrasse 32

**Moers** - Drifte Wohnform Holderberger Strasse 88

**München** - Böhmler Einrichtungshaus Im Tal 11

**Oyten** - Kehlbeck Einrichtungshaus Industriestrasse 1

**Stuttgart** - Fleiner Möbel by Architare Stresemannstrasse 1

**Wiesloch** - Weckesser Wohnen In den Weinäckern 11

*Verantwortlicher Redakteur:*  
Dr. Alfons Kaiser

*Redaktionelle Mitarbeit:*  
Prof. Dr. Tilman Allert, Holger Appel, Christian Aust, Peter Badenhop, Janus Bender, Dr. Hannah Beckhe, Prof. Dr. Rainer Blasius, Dr. Daniel Deckers, Martin Häufermann, Stefan Locke, Robert von Lucius, Celina Plag, Felicitas Rhan, Julia Schaaf, Peter-Philipp Schmitt, Rainer Schulze, Bernd Steinle, Quynh Tran, Dr. Lukas Weber, Jennifer Wiebking, Maria Wiesnes, Bettina Wolff

*Bildredaktion:*  
Christian Matthias Pohlert

*Art-Direction:*  
Peter Breul

*E-Mail Redaktion:*  
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeiträge sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressepiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de). Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de) oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

*Redaktion und Verlag:*  
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)  
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
Hellerhofstraße 2-4  
60327 Frankfurt am Main

*Geschäftsführung:*  
Thomas Lindner (Vorsitzender)  
Burkhard Petzold

*Verantwortlich für Anzeigen:*  
Ingo Müller

*Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:*  
Kerry O'Donoghue, E-Mail: [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de)

*Produktionsleitung:*  
Andreas Gierth

*Layout:*  
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei [media-solutions@faz.de](mailto:media-solutions@faz.de) bezogen werden.

*Druck:*  
Printavis Ltd. & Co. KG – Betrieb Nürnberg  
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



GLAMOUR IS ONLY A TOUCH AWAY

# MICHAEL KORS ACCESS

BLEIBEN SIE MIT UNSERER SMARTWATCHES UND AKTIVITÄTSTRACKER KOLLEKTION IN VERBINDUNG.

MICHAELKORS.COM/ACCESS



**AMIRA FRITZ** spricht die Sprache der Blumen fließend. Ihre Großeltern waren Gärtner, ihre Eltern sind Gärtner, ihre Tanten sind Floristinnen. Sie bricht mit dieser Reihe und ist trotzdem ein Teil von ihr. Die Fotografin, die in Wien und London studierte und heute in Paris und Berlin lebt, inszeniert Blumen so, dass ihre Bilder der Schönheit der Natur gerecht werden und sie gleichzeitig ins Übernatürliche steigern. Man sieht es an den Frühlingssträußen, die sie für diese Ausgabe aufnahm (Seite 30). „Blumengroßmärkte sind für mich die romantischsten Orte der Welt“, sagt die Fotografin. Nicht umsonst ist sie in Rosenheim aufgewachsen.

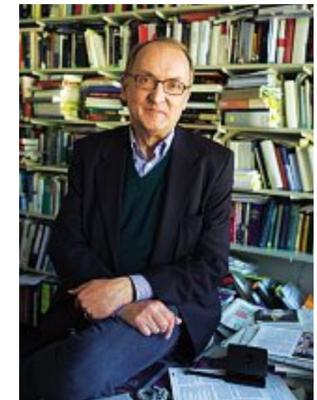


**STEFAN LOCKE**, Korrespondent dieser Zeitung für Sachsen und Thüringen, hat in Leipzig erlebt, dass nicht immer der Staat gerufen werden muss, um Geschichte zu bewahren. Dort retteten Bürger mit großem Engagement, langem Atem und ein wenig Glück das Haus, in dem der Fotograf Robert Capa sein wohl berühmtestes Bild vom Ende des Zweiten Weltkriegs machte. Locke hat ihre Geschichte aufgeschrieben (Seite 72) – und selbst etwas gelernt über die Geschichte seines Berichtsgebiets.

FOTOS: HELMUT FRICHE, ULRICH BURKHARDT, FRANK ROTH, PRIVAT

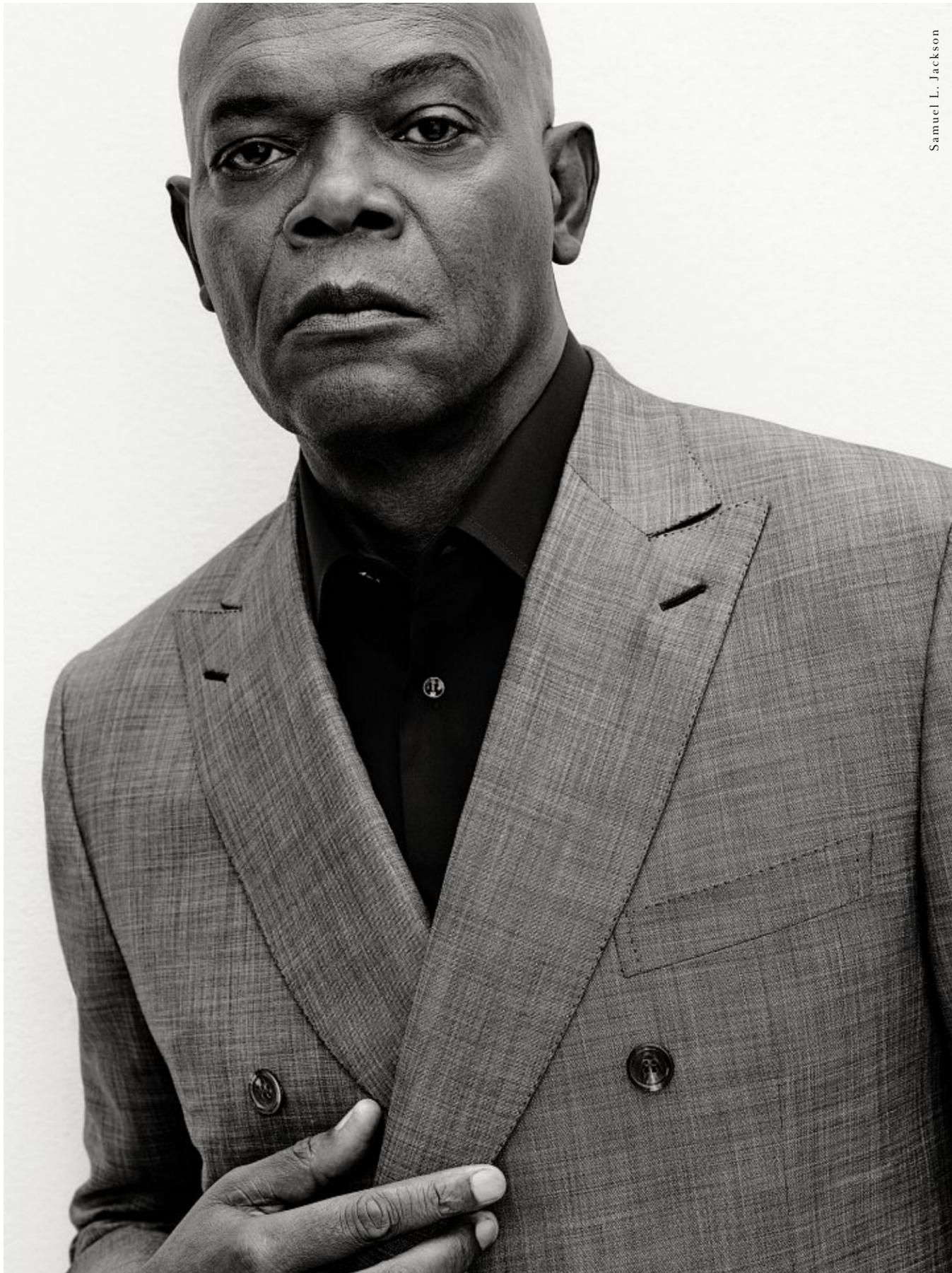
# MITARBEITER

**RAINER BLASIUS** hat den anderen Rheinländer nie gesehen. Doch kann er sich an die Trauerfeier für Konrad Adenauer am 25. März 1967 erinnern. Denn der Obertertianer eines Gymnasiums in Opladen hatte schulfrei. Näher gekommen ist er dem Patriarchen von Rhöndorf erst später, zuerst als Historiker, dann als Redakteur dieser Zeitung. Er las und edierte viele Adenauer-Akten, lernte enge Mitarbeiter kennen und suchte seine Wirkungsstätten und Urlaubsorte auf, vom Schwarzwald bis in die Schweiz und nach Italien. Niemand anders konnte also für uns an den 50. Todestag des Politikers erinnern. (Seite 11)



**LOES HEERINK** wollte es schon immer genau wissen. Als Achtzehnjährige hatte sie es auf eine Libelle im elterlichen Garten abgesehen. Also setzte sie sich vor eine Blume und wartete sehr lange, bis sich die Libelle auf die Blüte setzte. Sie drückte auf den Auslöser, und es klappte. „So begann alles.“ Seitdem sucht die niederländische Fotografin, die an der Grenze zu Deutschland aufwuchs, im Allgemeinen das Besondere. Für uns hat sie es in Vietnam gefunden, wo sie einige Jahre gelebt hat. Dort fotografierte sie Händler auf den Märkten – und öffnet uns mit wunderbaren Perspektiven die Augen für die Schönheit im Alltag (Titel und Seite 56). Loes Heerink, die in Enschede lebt, will genau so weitermachen – und arbeitet unter anderem an einer Serie zu Heterochromen, also Menschen mit unterschiedlichen Augenfarben.





Samuel L. Jackson

**Brioni**  
ROMA

TAILORING LEGENDS SINCE 1945

Nehmen Sie sich doch die Zeit: Wir stellen 20 neue Uhren wie die Geophysic Tourbillon Universal Time von Jaeger-LeCoultre vor (Seite 42). Dauert auch nur ein paar Minuten.



Dasselbe in Grün: Wir haben neun Schmuckstücke in Blumensträuße übersetzt (Seite 30). Der hier abgebildete Ring von Dolce & Gabbana aus 18 Karat Gold, besetzt mit einem Amethysten, einem Morganiten, vier Peridot-Steinen und vier Aquamarinen, blüht von alleine.



**ZUM TITEL**

Loes Heerink hat die vietnamesische Obst- und Gemüse-Händlerin in Hanoi fotografiert.

- 12 KARL LAGERFELD
- 24 CÉCILE HOHENLOHE
- 70 JIM JARMUSCH
- 76 FRANK BUCHHOLZ
- 90 DORKA GRYLLUS

**LOUNGEN** Diese Möbel für draußen machen Lust auf lange Sommertage. *Seite 28*

**GLITZERN** Auch in Berlin hat man Edelschmuck inzwischen zu schätzen gelernt. *Seite 44*

**TICKEN** Philipp Man und Ludwig Wurlitzer haben das Geschäft mit Uhren neu aufgezo-gen. *Seite 48*

**TRÄUMEN** Wie sich die AfD ihr innerparteiliches Männerbild zurechtbastelt. *Seite 68*

**SCHWELGEN** Neuseeland ist zu einer Weinregion erster Güte aufgestiegen. *Seite 78*

**BIETEN** Wer schon immer Patrick Swayze sein wollte, darf diese Auktion nicht verpassen. *Seite 86*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 13. Mai bei.  
**Im Netz:** [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil) **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin

FOTOS: AMBRA FRITZ, GETTY; HERSTELLER; ZEICHNUNGEN: GETTY



Hohe Politik: Gina Miller hat nicht nur in der City Karriere gemacht. Ihre Klage gegen das Vorgehen beim Brexit machte sie noch bekannter – und noch verhasster. Grund genug für ein Gespräch. (Seite 60)



Großer Auftritt: Das Tragen von High-Heels (Seite 54) erhebt Gehen und Stehen zur Zeremonie.

STUART WEITZMAN



Aus der F.A.Z. vom 26. April 1967: Beim Staatsakt für den verstorbenen Konrad Adenauer am 25. April im Bonner Bundestag sitzen neben dem mit Blumen geschmückten Platz des ehemaligen Bundeskanzlers (von links vorn) Bundesratspräsident Helmut Lemke, Konrad Adenauer junior mit seiner Frau Karola („Lola“), Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, der französische Staatspräsident Charles de Gaulle, Bundespräsident Heinrich Lübke und der amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson.  
Foto Wolfgang Haut

## Vor fünfzig Jahren

Am Mittwoch, dem 19. April 1967, starb Konrad Adenauer um 13.21 Uhr in Rhöndorf am Rhein. Die Flaggen in Bonn und anderswo sanken auf halbmast. Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier gab um 14.30 Uhr vor dem Bundestag bekannt, dass das älteste Mitglied des Hohen Hauses verschieden sei. Die Bundesrepublik nahm den Regierungschef der Jahre 1949 bis 1963 am 22. April in ihre Obhut. Um neun Uhr trugen Offiziere des Bundesgrenzschutzes den Sarg aus dem Wohnhaus die 54 Stufen durch den Garten hinunter zu einer motorisierten Lafette, die ihn ins Palais Schaumburg nach Bonn brachte. Mitarbeiter des Bundeskanzleramts, die Bundesregierung, die Spitzen des Bundestags und das Diplomatische Corps erwiesen Adenauer im Kabinettsaal die Reverenz. Am Samstagabend nach Köln überführt wurde, nahmen etwa 100.000 Bürger Abschied vom Gründungskanzler. Im Dom übernahm die Bundeswehr vom Bundesgrenzschutz die Totenwache. Mehr als 150.000 Menschen defilierten bis zum Morgen des 25. April am Sarg vorbei.

Der Staatsakt im Bundestag begann am 25. April um zehn Uhr. „Noch nie in seiner knapp achtzehnjährigen Geschichte hatte sich im Bonner Bundeshaus so viel politische Prominenz aus aller Welt versammelt wie in dieser Stunde“, schreibt die Historikerin Marie-Luise Recker. Drei Staatsoberhäupter, 19 Regierungschefs, 14 Außenminister und „sämtliche Großen der europäischen Behörden waren gekommen, um dem nicht mehr amtierenden Senior unter den Staatsmännern Europas die letzte Ehre zu erweisen“. Wichtige politische Weggefährten waren auch anwesend, so der erste Ministerpräsident des Staates Israel, David Ben Gurion, der ehemalige britische Premierminister Harold Macmillan sowie die einstigen Hohen Kommissare Sir Brian Robertson und John McCloy.

Die Doppelbänke und Pulte des Plenarsaals waren entfernt und durch Stühle ersetzt worden. Nur der Abgeordnetensitz Adenauers blieb: Vor der nach oben geklappten Sitzfläche stand ein Strauß weißer Nelken und Lilien. Nebeneinander saßen Konrad Adenauer junior, Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger, der französische Staatspräsident Charles de Gaulle, Bundespräsident Heinrich Lübke und der amerikanische Präsident Lyndon B. Johnson. Lübke dankte Adenauer dafür, dass er „unseren Weg zurück in die Gemeinschaft der freien Völker vorgezeichnet“ habe. Gerstenmaier stellte die Einigung Europas heraus und zitierte aus Adenauers Rede vom März 1946 in der Universität zu Köln: „Ich bin Deutscher und bleibe Deutscher. Aber ich war auch immer Europäer und habe mich als solcher gefühlt. Deshalb bin ich von jeher für eine Verständigung mit Frankreich eingetreten.“ Kiesinger hob hervor, dass es Adenauer auch um ein „geordnetes Verhältnis“ zu den Nachbarn, „vor allem der Sowjetunion“, gegangen sei. Zudem habe es sein Vorvorgänger stets für seine Pflicht gehalten, „an Stelle unserer Landsleute im anderen Teil Deutschlands zu sprechen und zu handeln, solange ihnen dort verwehrt wird, die eigene Zukunft selbst zu bestimmen“.

Am Mittag bat die Stadt Köln die Trauergäste in den Gürzenich. Das Pontificalrequiem begann um 14 Uhr im Dom. Der Sarg wurde um 15.10 Uhr unter Trommelwirbel auf das Schnellboot „Kondor“ und dann rheinaufwärts nach Grafenwerth gebracht. Feldhaubitzen gaben 91 Schuss Salut ab, für jedes Lebensjahr einen. Von Grafenwerth aus begleiteten Marine-Angehörige den Sarg zum Waldfriedhof von Rhöndorf, wo die Familie den Toten in Empfang nahm. Jungschützen bliesen „Ich hatt' einen Kameraden“, bevor der Sarg um 20.58 Uhr hinabsank. Seine letzte Ruhe fand Adenauer in der Familiengruft – neben seiner ersten Frau Emma, die 1916 gestorben war, und der zweiten Frau Gussie, die 1948 gestorben war. *Rainer Blasius*



### KARL LAGERFELD SIEHT ERDOGAN NAHEN

Bis zu diesem Sonntag dürfen Türken auch in Deutschland über die Verfassungsreform abstimmen. In der Türkei entscheiden sich die Wähler dann am nächsten Sonntag, ob sie ihrem Präsidenten mehr Machtbefugnisse geben wollen. Der Kampf um die Stimmen wurde teils auch bei uns ausgetragen. Und weil deutsche Behörden Wahlkampfauftritte öfters verboten haben, ist aus dem innertürkischen Thema plötzlich ein türkisch-europäischer Konflikt geworden. Immer wieder erscheint die Politik von Recep Tayyip Erdoğan rätselhaft. Er schimpft auf deutsche Politiker, will aber seinen Wahlkampf hier führen und lässt türkische Imame in Deutschland

Informationen über Gülen-Anhänger sammeln. Er fliegt in der Zeichnung von Karl Lagerfeld mit drohend geballter Faust herbei, aber eben auf einem orientalischen Teppich, der mit den Sternen der europäischen Flagge geschmückt ist. Vom Minarett zum Kirchturm: Das ist ein weiter Weg. Wenn Erdoğan die demokratische Ordnung seines Landes weiter in ein autoritäres System umwandelt, wird dieser Weg noch länger. Dann dürfte auch das mögliche Referendum über die Fortsetzung der türkischen Bemühungen um einen EU-Beitritt ein eindeutiges Ergebnis bringen – und der Präsident müsste auf seinem Teppich umkehren. (kai.)

# Cassina

## The Other Conversation



Beam Sofa System designed by Patricia Urquiola. Photographed at Balint House by Fran Silvestre Arquitectos, Spain  
discover more at [cassina.com](http://cassina.com)

# PRÊT-À-PARLER



SITZSYSTEM YANG | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56

Minotti MÜNCHEN BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.

PLZ 01/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE

PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

## Minotti

MINOTTI.COM



①



②



③



④



⑤



⑥

## WAS IST DENN DA DRIN?

Neben den großen Fragen darüber, wie Donald Trump überhaupt Präsident der Vereinigten Staaten werden konnte oder wie er das Land jetzt regieren wird, ist auch diese Frage vom Tag der Amtseinführung noch nicht geklärt: Was genau brachten die Trumps da als Gastgeschenk mit, als sie, kurz bevor es am Kapitol ernst wurde, bei den Obamas im Weißen Haus zum Tee eingeladen waren? So viel ist sicher: Es war etwas teures Türkisfarbenes. Melania Trump überreichte eine riesige Tiffany-Box, und Michelle Obamas Blick sprach Bände: Oh Gott, etwas teures Türkisfarbenes. Festzuhalten ist, dass in dem Paket wohl nicht der Korkenzieher (3) des New Yorker Schmuckhauses mit kleiner Auswahl an Deko-Objekten lag.

Man muss aber auch gar nicht wissen, was drinnen war. Die Szene vor dem Weißen Haus steht für die Herausforderung, vor der Gäste heute stehen. Was macht ein gutes Gastgeschenk aus? Wie teuer darf, soll, muss es sein? Und wie persönlich, wenn man schon in den vier Wänden

des Anderen zu Gast ist? In dieser Hinsicht ist die Kristallbox von Normann Copenhagen (6) eine schöne Idee. Sie ist so praktisch wie bleibend. Die Duftkerze von Bulgari (4) ist hingegen so sinnlich wie vergänglich, und das Aroma „Parfumée au Thé Vert“ ist gefällig genug, um damit nicht falsch zu liegen. Oder soll es doch besser gleich der echte grüne Tee sein? Und wie soll dieser Tee dann verpackt sein? Seit dem Strauß Blumen, mit dem man früher so sicher unterwegs war, oder dem Gesteck, das man mit den Worten „statt Blumen“ überreichte, hat sich viel getan. Das alles führt aber dazu, dass die Ausgangslage des Eingeladenen nicht einfacher geworden ist.

Wenn die Verpackung übrigens bei der Frage des richtigen Gastgeschenks keine geringe Rolle spielt, siehe die Box in „Tiffany Blue“ in Melania Trumps Händen, siehe auch Michelle Obamas Reaktion darauf (ohne dass sie zu diesem Zeitpunkt den Inhalt kennen konnte), dann setzt man mit der neuentworfenen Box von Louis Vuitton

ebenfalls ein Zeichen. Darin könnte dann zum Beispiel ein Stiftehalter samt Bleistiften mit Monogramm-Muster (1) liegen. Und wenn die Pantone-Farbe 1837 für Tiffany steht, dann ist es das Pantone-1448-Orange für Hermès, zum Beispiel als Ledereinband des Notizbuchs (5). Apropos: Dior will die Verpackung, die für die Männerlinie des Hauses in Zusammenarbeit mit Sennheiser für Kopfhörer entstanden ist (2), gar nicht mehr loswerden. Das Etui ist Teil des Sets. Sieht man schon von außen.

Der Inhalt der Tiffany-Box für Michelle Obama war hingegen eines der am besten gehüteten Geheimnisse unserer Zeit. War! Sollte man Wikileaks Bescheid geben? Ach, wir schreiben's einfach: Vermutlich war es ein Bilderrahmen in Sterlingsilber für 615 Dollar. Das Format der Box spricht dafür. Es würde auch konzeptuell passen: als Rahmen für ein Familienfoto der Obamas aus der Zeit, die nun Vergangenheit ist. Eine teure, aber eigentlich auch eine nette Geste der Trumps. (jwi.)



MAXMARA.COM

# PRÊT-À-PARLER



Pöbeleien gegen eine göttliche Erscheinung: Prince, hier 1992, wurde als Schwarzer und als Schwuler angefeindet. Foto Anna Meuer

## EIN SCHRECKLICHES KAPITEL IM LEBEN VON PRINCE

Am 21. April vergangenen Jahres starb Prince. Zum ersten Todestag erscheint nun „Prince – Die Biographie“ von Matt Thorne (Edel Verlag, 784 Seiten, 29,95 Euro). Das wohl traurigste Kapitel drucken wir hier leicht gekürzt ab:

„Mick Jagger schaute sich am 22. März 1981 seinen jungen Rivalen Prince auf einer der New Yorker Lieblingsbühnen der Rolling Stones an, im Ritz. Prince eröffnete die Show, indem er mehrmals sagte: „There’s no place like home“, und das traf zu: Seine Shows in der Heimatstadt waren oft Schauplatz seiner einschneidendsten Verwandlungen, wenn er vor einem ihm wohlgesinnten Publikum neue Ideen ausprobierte. An diesem Abend spielte er zwei bis heute unveröffentlichte Songs, „Broken“ und als Zugabe „Everybody Dance“, eine Kurzversion der ausgedehnten roboterhaften Improvisationen in späteren Proben. Die Show im Sam’s 1981 steht bei Fans oben auf der Wunschliste der Mitschnitte, die sie gerne veröffentlicht sähen.“

Auf den späteren Tourneen zu „Sign O’ The Times“ und „LoveSexy“ gab sich Prince auf der Bühne lockerer. Bei den frühen Besetzungen wurde die Band jedoch sorgfältig positioniert: die Keyboarder Dr. Fink und Lisa Coleman links und rechts vom Schlagzeug, Prince vorne in der Mitte, flankiert von Dez Dickerson und André Cymone. Zu dieser Zeit war die Choreografie simpel. Es gab spaßige Nummern wie „The Walk“, einen Tanzschritt, aus dem er später einen Song für „The Time“ machte. Indem er die Setlist durcheinanderbrachte, später ein Markenzeichen, wollte Prince laut Coleman das Publikum testen. „Wir sammelten Erfahrungen, welche Shows funktionierten. Wenn wir zu viel Funk spielten, gefiel’s den Leuten nicht, also spielten wir mehr Rock. Das Gleichgewicht stimmte. Dez war ein feuriger Rockgitarrist. Wendy beherrschte Funk besser als Dez. Prince war der Mastermind dahinter. Er sagte: ‚Das ist die Setliste für diese Stadt.‘“

In grüner Fransenjacke, mit rotem Halstuch, schwarzer Unterhose und Strümpfen sah Prince aus wie einer von den Village People. Lisa rezitierte ihre Zeilen in „Head“ mit trotziger, träger Stimme unter ihrem Fedorahut her-

vor, so ganovenhaft wie der Rest der Band. Nachdem er ihn auf der „Dirty-Minds“-Tour gesehen hatte, lud Mick Jagger Prince ins Vorprogramm der Rolling Stones ein, wo er seine schlimmste Abfuhr vor einem Rockpublikum erlebte. „Es war furchtbar“, erinnert sich Lisa Coleman. „Wir wurden von der Bühne gebut. Wir hatten uns so gefreut, uns den Arsch abgeprobt. Das ist der Durchbruch, wir werden die Größten! Sie buchten uns für ein paar Gigs, zwei davon im L.A. Coliseum. Beim ersten hatten wir große Hoffnungen. Die Atmosphäre war unglaublich, viele große Stars hinter der Bühne. Und nach fünf Minuten wurden wir mit Hähnchen, Flaschen und Popcorn beworfen, und alle zeigten uns den Mittelfinger. ‚Fick dich, du Schwuchtel‘, das N-Wort, alles furchtbar. Prince haute ab, und wir anderen dachten: Was machen wir jetzt? Wir spielten den Song zu Ende und gingen von der Bühne. Das war Freitag. Am Sonntag sollten wir wieder spielen. Wir gingen in unsere Garderoben, und Prince machte sich aus dem Staub, zum Flughafen, flog nach Minneapolis. Ich dachte, Mick Jagger habe ihn zur Rückkehr überredet, aber es war Dez Dickerson. Er redete 45 Minuten auf ihn ein: ‚Wir lassen uns nicht von denen aus der Stadt vertreiben. Dagegen kämpfen wir schon immer – Rassismus, Sexismus. Bringen wir die Sache zu Ende.‘ Die Anspannung war unerträglich, uns war zum Kotzen. Ich war so nervös. Wir gingen auf die Bühne, und es kam einem vor wie in der Kampfsportarena. Am zweiten Tag hatten sie die Sache geplant. Sie brachten Sachen mit, Schuhe, Äpfel, Orangen. Wir hielten durch und spielten ein kurzes Set, mehr Rocksongs – egal, für die war’s ein Spiel. Und wir hatten wirklich gedacht, das ist eine Riesenchance für uns.“ Ihre Freundin Wendy Melvoin ergänzt: „Das war ein Rock-’n-Roll-Publikum. Die wollten keinen schwarzen Typen in Bikini und Trenchcoat sehen.“

Mit den Rolling Stones verband Prince trotz dieser Szenen weiter eine Affinität. Das lag an seiner Freundschaft zu Ron Wood, an den Tanzschritten, die er sich bei Mick Jagger abgeschaut hatte, vor allem aber an den Songs, die er bewunderte.“

## IN BERLINER KNEIPEN FLIESST DAS BIER WEITER

Berliner Kneipen sind eine andere Form der Unterhaltung, ein neutraler Übergang vom privaten zum öffentlichen Raum, von der Innenwelt zur Außenwelt. Sie sind eine halböffentliche Enklave der Freiheit, zugleich Wohnzimmer und Bühne, in der man so etwas wie eine große Verwandtschaft und Nachbarschaft zugleich erlebt: gediegen in Charlottenburg und Wilmersdorf, bürgerlich und frei in Schöneberg und Friedenau, grün-rot-alternativ mit einem Schuss wild in Kreuzberg und Neukölln.

Wer diese Stadt verstehen will, kommt gar nicht umhin, seine Abende in Kneipen zu verbringen, offen für unerwartete Begegnungen.

Der Salzburger Philosoph und Geselligkeitstheoretiker Leopold Kohr hätte die Berliner Kneipen geschätzt. Seine Tavernenphilosophie hätte hier die „gleichmachende Ebene des Wirtshausstisches“ gefunden, die gesuchte Denkstätte fernab von elitärem Habitus, wo sich die eigenen Argumente stets der Überprüfung stellen müssen.

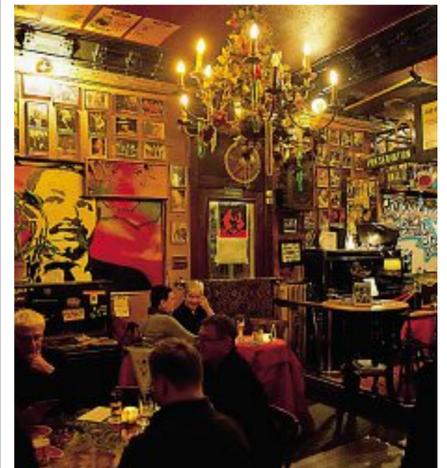
Eine solche Institution kann einfach nicht untergehen. Jedes vierte Wirtshaus in Deutschland hat im vergangenen Jahrzehnt geschlossen – in Berlin hat sich ihre Zahl im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends fast verdoppelt. Die Berliner Eckkneipe, Erbe einer proletarischen Großstadt, schwindet vor allem in Außenbezirken von Tempelhof bis Spandau. Sie wird ersetzt durch Cocktailbars und Szenetreffs. Das liegt auch am Nichtrauchergesetz, an gemäßigtem Trinkverhalten, höheren Mietpreisen, dem Zuzug von Neuberlinern, dem Touristenstrom auch aus dem Ausland im Dauerpartymodus.

Langsam entdecken auch die Jüngeren die alten Kneipen. Stammgäste sterben aus oder werden durch die Gentrifizierung aus dem Viertel gedrängt. Bisweilen öffnen die Schänken, die früher ihre Gäste schon zum Frühschoppen empfangen, nun erst am späten Nachmittag, bleiben dann aber bis weit nach Mitternacht geöffnet. Manche alten Wirte meinen, die jungen Gäste seien ihnen lieber. Sie trinken zwar nicht mehr, aber sie sind vergleichsweise belebend und pflegeleicht.

Vor einem Jahrhundert wurde das Stadtbild von den Kneipen geprägt. Damals kam statistisch in der „größten Mietskasernenstadt der Welt“ auf jedes zweite Grundstück eine Kneipe, Stehbierhalle, Bude, Destille. Für 157 Berliner gab es eine Schänke. Bier zählte zum Inventar des Kaiserreichs. Der spätere Reichskanzler Gustav Stresemann, Sohn eines Biergroßhändlers, schrieb eine Dissertation zur Entwicklung des Berliner Flaschenbiergeschäfts. Berlin wurde um 1900 zur größten Braustadt des Kontinents mit Schultheiss/Patzenhofer als größter Brauerei der Welt.

Diese Zeiten sind vorbei. Und doch ist Berlin wieder zur deutschen Bierhauptstadt geworden – für viele Touristen steht die Stadt fürs Feiern. Hier gibt es nun viele Biermanufakturen und Bierakademien sowie Sudhäuser, die handgebräutes Craft-Beer anbieten. Wie schrieb ein Blogger so schön? „Und wer nicht Wirt wird, bleibt ewig Gast auf der dunklen Erde.“ Robert von Lucius

Von Robert von Lucius erscheint im Mai das Buch „Noch’n Bier? Alte Berliner Kneipen in Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Friedenau, Kreuzberg und Neukölln“, mit Fotos von Henning Kreitel (Mitteldeutscher Verlag, 160 Seiten, 12,95 Euro).



Mit Jazzbands und Schmalzstullen: Im „Yorckschlösschen“ ist die Zeit stehengeblieben, aber die Musik läuft weiter.

FOTO HENNING KREITEL

## WIE ZWEI MÄNNER DEN GOLDSCHATZ AUS DER EISENZEIT FANDEN

Die keltische Kultur gibt mehr Rätsel auf, als sie beantwortet – obwohl sie überall Spuren in Europa hinterlassen hat. Aus vielen einzelnen Puzzleteilen setzt sich ein lückenhaftes Bild zusammen, das gelegentlich durch einen neuen Fund ergänzt wird. Das erklärt die Aufregung um die Entdeckung von vier Goldschmuckstücken im Moor unweit der kleinen Gemeinde Leekfrith in der nordenglischen Grafschaft Staffordshire. Die drei offenen Halsreife („Torques“) und ein Armring aus verflochtenen Stäben mit dekorierten Knäufen werden ins vierte oder dritte Jahrhundert vor Christus datiert. Archäologen sind überzeugt, dass die Entdeckung dieser womöglich frühesten Beispiele eisenzeitlicher Goldschmiedekunst auf britischem Boden die bisherige Wahrnehmung der vorrömischen Gesellschaft dramatisch verändere.

Julia Farley, die am British Museum die eisenzeitliche Sammlung betreut, sagt, sie sei fast ohnmächtig geworden, als man ihr den Schatz zum ersten Mal zeigte. Sie hatte nicht damit gerechnet, derart überrascht zu werden von 2400 Jahre alten Arbeiten. Die technische Virtuosität erstaunte sie.



Die Goldfäden, die als Verzierung auf die Endpunkte des Armreifs gelötet wurden, erforderten zum Beispiel eine genaue Temperaturkontrolle.

Die zwei Sondengänger, die an einem kalten Dezembertag buchstäblich auf Gold stießen, können ihr Glück ebenfalls nicht fassen. Sie hatten das Feld schon vor 20 Jahren erfolglos abgetastet. Überhaupt war ihre Schatzsuche derart unergiebig geblieben, dass sie eigentlich beschlossen hatten, die Sonde gegen die Angel auszutauschen. Erst vor kurzem waren die Kindheitsfreunde wieder zu ihrem alten Hobby zurückgekehrt. An jenem Sonntag waren sie gegen Mittag drauf und dran, nach Hause zu gehen, als sie das erste Schmuckstück aus der Erde bargen. In jeweils rund einem Meter Entfernung fanden sie 15 bis 20 Zentimeter unter der Oberfläche weitere drei Teile. Die ursprüngliche Grabstelle dürfte durch die Beackerung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgewühlt worden sein. Der Schmuck hatte sich im Pflug verfangen. Daher auch die Verbiegungen. Ein Reif war dabei zerbrochen.

Die Archäologen der Grafschaft suchten das Feld nach der Entdeckung im Dezember noch einmal gründlich ab, doch wurden sie in der Hoffnung auf weitere Funde enttäuscht. Die beiden Sondenjäger waren beharrlicher. Im Februar taten sie das fehlende Teil des zerbrochenen Reifs auf, bei dem es sich doch nicht um einen Armreif handelte, sondern um einen Torque.

Für Julia Farley, die seit fünf Jahren am British Museum arbeitet, ist es der bislang aufregendste Fund ihrer Karriere. „In der Archäologie kann man

nie ausschließen, dass es eine Tradition der Goldschmiedearbeit gibt, von der wir nichts wissen“, sagt sie. „Aber das wahrscheinlichste Szenario ist, dass dieser Schmuck vom europäischen Festland importiert wurde.“ Sie weist auf die Parallelen in der Form mit dem 1869 in Waldalgesheim entdeckten Fürstenschatz hin und schließt aus der Verzierung des Armreifs, deren palmettenartiges Muster an Vorbilder im Mittelmeerraum angelehnt ist, auf eine frühkeltische Herkunft im heutigen Gebiet von Frankreich oder Deutschland. Dafür spricht auch der Goldanteil von zwischen 74 und 78 Prozent, der typisch für die Zeit war.

Der Schmuck könnte als Handelsgut oder Gabe nach Staffordshire gelangt sein. Julia Farley gefällt die Hypothese, dass ranghohe Frauen vom Festland ihre Juwelen bei sich trugen, als sie in die örtliche Bevölkerung einheirateten. Das würde dem Brauch der kleinen keltischen Dorfgemeinden entsprechen, Frauen bei Erlangung des Erwachsenenalters wegzuschicken, um Inzucht zu vermeiden.

Über die eisenzeitlichen Briten sei schon deswegen so wenig bekannt, weil sie anders als die Kelten auf dem europäischen Festland ihre Toten nicht mit ihren Preziosen zu bestatten pflegten, sondern den Leichnam verbrannten oder der natürlichen Entfleischung aussetzten. Deswegen wird der Fund von Leekfrith nicht als Grabbeilage betrachtet. Vielleicht handelt es sich um eine Opfergabe oder um den Versuch, den Schatz zur sicheren Aufbewahrung zu vergraben. Darüber hofft die Forschung Aufschluss zu gewinnen, wenn die Torques bewertet worden sind und das etwa 50 Kilometer entfernte Potteries Museum in Stoke-on-Trent den Betrag aufgebracht hat, die Sondengänger und den Feldbesitzer abzufinden – sie teilen sich das Geld.

Kuratorin Julia Farley ist sich sicher, dass man die bisherige Vorstellung der eisenzeitlichen Bevölkerung im Norden Englands als einer insularen Gemeinschaft revidieren muss. Dass diese Goldschmiedearbeiten nicht an der südenglischen Küste, sondern oben in Staffordshire entdeckt worden seien, füge dem Puzzle ein neues Teil hinzu: „Wir müssen umdenken.“ *Gina Thomas*

## PRÊT-À-PARLER

DIESE TASCHEN SIND VON DAMALS



Die schönsten Taschen sehen jetzt aus wie alte Erbstücke. Man konnte das gut während des Schauenmonats sehen. Der Preis für das am häufigsten getragene Modell der Modelleute ging zwischen New York und Paris an die Clasp Bag von Céline (Mitte oben); sie hat eine längliche Metallschließe, als käme sie aus den dreißiger Jahren. Die neue Posternak Bag von Mansur Gavriel (ganz links) erinnert an die Taschen der Sechziger, und die wieder aufgelegte Bottega-Veneta-Clutch (Mitte unten) heißt gleich „The Lauren 1980“, benannt nach Lauren Hutton, die sie 1980 in „Ein Mann für gewisse Stunden“ trug. Und die Koffer-Taschen von Victoria Beckham (oben) erinnern an die Zeit, als Frauen nicht ohne Beauty-Cases auf Reisen gingen. Zum Glück ist wenigstens das vorbei. *(jwi.)*

FOTOS: STAFFORDSHIRE COUNTY COUNCIL (2), HERSTELLER (3), AP



# Desigual®

desigual.com

#aNEWdesigual



Auffi muass i: Die Bergsteiger Min Bahadur Sherpa (links) und Yuichiro Miura kennen nur eine Richtung – nach oben. Ihr Höhendrang machte sie zu Rekordhaltern am höchsten Berg der Welt.

## SENIORENTAGE AM MOUNT EVEREST

Es wirkt wie ein bizarres Duell. Ist es aber nicht. Behauptet Min Bahadur Sherchan. Der 86 Jahre alte Nepalese hat sich ein für sein Alter untypisches Ziel gesetzt: Er will auf den höchsten Berg der Welt steigen, den Mount Everest (8848 Meter). Als ältester Mensch, der je den Gipfel erreicht hat. Bis jetzt ist das der Japaner Yuichiro Miura, er hatte den Everest 2013 mit 80 Jahren bestiegen – und damit Sherchan übertroffen, der den Altersrekord davor gehalten hatte, mit 76 Jahren und 340 Tagen. Damals, im Mai 2008, hatte Sherchan den Everest fast zeitgleich mit Miura bestiegen. Weil er aber gut ein Jahr älter ist, gebührte ihm die Bestmarke. Reiner Zufall wohl, dass es auch wieder Miura war, der schon 2003 als ältester Everest-Besteiger galt, damals mit jugendlichen 70 Jahren. Oder vielleicht doch ein Duell der Geronto-Giganten? Mitnichten. „Mein Ziel ist es nicht, den Rekord eines anderen zu brechen, das ist kein persönlicher Wettkampf. Ich will meinen eigenen Rekord brechen“, sagte Min Bahadur Sherchan vor kurzem der Nachrichtenagentur AFP.

Schon zweimal ist es ihm misslungen. 2013 verpasste er das kurze Wetterfenster, das den Bergsteigern eine Gipfelchance eröffnete. Und 2015 wurde Nepal von einem verheerenden Erdbeben verwüstet, das fast 9000 Menschen das Leben kostete, darunter 18 Bergsteiger, die durch eine Lawine im Basislager umkamen. Nun, im Frühjahr 2017, nimmt Sherchan den nächsten Anlauf.

Die Rivalen der Bergwand sind illustre Typen. Sherchan hatte sich einst den britischen Gurkhas angeschlossen, legendären Soldaten zumeist tibetisch-burmesischer Herkunft, die für ihren Stolz, ihren Mut und ihre Kampfkraft bekannt waren. Miura wurde 1970 berühmt, als er als erster Mensch auf Ski vom Everest abfahren wollte. Vom Südsattel auf 8000 Metern fuhr er in die gewaltige Lhotse-Flanke ein, mit einem Fallschirm auf dem Rücken als Bremshilfe. In der riesigen Eisflanke kam er ins Trudeln, verlor die Kontrolle, rutschte schier endlos hinab, ehe er kurz vor einer Gletscherspalte, schwer verletzt, liegen blieb. Aus der Expedition, bei der sechs Sherpas umkamen,

entstand der Film „Schussfahrt vom Mount Everest“, der 1976 einen Oscar als bester Dokumentarfilm erhielt.

Bei zwei so willensstarken Charakteren erübrigt sich eigentlich die Frage nach dem Warum. Sherchan beantwortete sie trotzdem. Mit dem Projekt wolle er ältere Menschen zu mehr Selbstbewusstsein ermutigen, neue Generationen inspirieren und den Nationalstolz Nepals stärken. Dafür nimmt er Risiken und Gefahren in Kauf, die weniger als halb so alte Bergsteiger an den Rand ihrer Kräfte bringen. Das findet nicht jeder sinnvoll, weshalb die Regierung in Kathmandu seit langem Pläne hegt, eine Altersbegrenzung von 75 Jahren für Gipfelaspiranten festzuschreiben. Über die Pläne ist sie allerdings noch nicht hinausgekommen, und so wird es im Frühjahr wieder hoch hergehen am Everest. Einer wird sich das genau anschauen: Yuichiro Miura. Denn noch ist nicht aller Tage Abend: Miuras Vater Keizo feierte einst seinen 99. Geburtstag, indem er auf Ski die Gletscherabfahrt durch das Vallée Blanche am Mont Blanc hinabschwang. (nle.)

## PREMIUM GIN AUS DEM EAST END

Ein Geheimtipp ist das Londoner East End schon lange nicht mehr. Spätestens seit den Olympischen Spielen 2012 ist auch außerhalb der britischen Hauptstadt bekannt, dass die Welt östlich von White Chapel nicht zu Ende ist und dass es in den einst verrufenen Bezirken von Tower Hamlets und Newham viel Leben gibt. Längst hat auch dort die Gentrifizierung ihre Spuren hinterlassen, überall gibt es hippe Geschäfte und Restaurants, und die Mieten schnellen in atemberaubendem Tempo in die Höhe.

Zu entdecken gibt es im einstigen Reich von Jack the Ripper aber immer noch eine Menge. Zum Beispiel im einst so schäbigen Globe Town, direkt am Victoria Park, nur ein paar hundert Meter vom schicken Olympiastadion entfernt, das inzwischen vom Premier-League-Klub West Ham United genutzt wird. Dort, in der früheren Klebstoff-Fabrik von Bow Wharf, brennt Alex Wolpert mit seinem Team seit 2014 unerhört guten Gin, aber auch Wodka und Whisky. Seine East London Liquor Company kann sich rühmen, nach mehr als 100 Jahren die erste neue Destillerie in dieser einst mit Brennereien reich gesegneten Gegend Londons zu sein. Dafür hat Wolpert in dem alten Industriebau eine maßgefertigte deutsche Destille instal-

liert und mit viel historischem Holz auch eine rustikale Bar einrichten lassen. In einem Nachbargebäude gibt es zudem ein Restaurant sowie einen kleinen Bottle-Shop, in dem auch der aus Guayana importierte hauseigene Rum verkauft wird. Leute, die mehr als nur essen und trinken möchten, können sich zudem mit den Destillateuren auf eine hochprozentige Tasting-Tour begeben ([www.eastlondonliquorcompany.com](http://www.eastlondonliquorcompany.com)). Dabei wird jeder, der gedacht hatte, die Gin-Welle, die seit Jahren durch ganz Europa schwappt, bringe nichts Neues mehr hervor, spätestens vom London Dry und den beiden Premiums des Hauses, Batch No.1 und Batch No.2, eines Besseren belehrt.

Kein Wunder, dass Alex Wolpert und seine Brennmeister von einigen britischen Kritikern schon als die neuen „Kings of Gin“ bezeichnet werden. In Deutschland sind diese bemerkenswert weichen und aromatischen Tropfen leider bisher nur in einigen wenigen Bars in Berlin zu bekommen – zum Beispiel in der Celso-Privat-Bar und im Schloss Neuschweinsteiger. Aber erstens wird es dabei sicher nicht bleiben. Und zweitens macht das einen Besuch im blühenden Londoner East End nicht weniger empfehlenswert. (bad.)



# PRÊT-À-PARLER

FOTOS: AFP/REUTERS, HERBSTELLER



BOSS 0684

HUGOBOSS.COM

**BOSS**  
HUGO BOSS

eyewear

## RACIL CHALHOUB ÜBER IHRE FRAUEN-SMOKINGS



High-Heels und einem Kleid. Und wenn es schick sein soll, mit ein paar Accessoires. Er passt einfach immer.

*Wie sind Sie dazu gekommen, Smokings zu entwerfen?*  
Ich wusste schon als Kind, dass ich irgendwann meine eigenen Sachen entwerfen will. Nach dem Modedesign- und Marketing-Studium in London bin ich nach Beirut zurückgegangen, um mit einer Freundin den Concept-Store Kitsch zu eröffnen. Nach acht Jahren als Einkäuferin für den Laden dachte ich, dass es mal Zeit wäre für meine eigene Linie, und fing an Kollektionen zu entwerfen. Ich verwarf alle, weil ich nicht überzeugt war. Im Urlaub blätterte ich in Magazinen und dachte: „Ich will einen wirklich schönen Smoking!“ Und ich fand keinen. Ich wusste nicht mal, wo ich nach einem Smoking suchen sollte, der gut sitzt und zeitgemäß aussieht. Zugleich verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage in Beirut. Als unser Vermieter die Miete erhöhte, konnten wir Kitsch nicht mehr weiterführen. Also ging ich 2014 nach London, um eine Smoking-Kollektion unter meinem Namen und dem meiner Mutter herauszubringen: Racil.

*Ist man als Designerin nicht eingeschränkt, wenn man sich nur auf ein Kleidungsstück konzentriert?*  
Innerhalb der Formvorgaben habe ich viele Freiheiten. Oft sitzen Smokings nicht gut und kommen altmodisch daher. Also spiele ich viel mit Farben, Materialien und Details an Knöpfen, Taschen und Revers. Letzte Saison habe ich zum Beispiel himmelblaue Anzüge mit grünem Revers und rosafarbene Anzüge mit gelbem Revers gemacht. Wenn mir danach ist, mache ich einen Brokatanzug mit Samt-Details und Stickereien. Und wir ergänzen die Kollektion um Dinner-Jackets, Abendmäntel, T-Shirts und Kleider, die zum Smoking passen.

*Welche Frauen sehen Sie in Ihren Entwürfen?*  
Starke Frauen aus dem Leben. Und zeitlose Ikonen: Bianca Jagger, weil sie Anzüge und Kleider lässig getragen hat, und meine Mutter, die eleganteste Frau, die ich kenne. Kurz nach meiner Geburt in Beirut sind wir nach Paris ausgewandert, als der Krieg gerade ausgebrochen war. Sie konnte nicht arbeiten, weil wir nicht wussten, wann wir zurückgehen, aber sie hat die Familie zusammengehalten. Bei ihrer ganzen Stärke hatte sie immer einen makellosen Stil, bis heute, und sie ist über 70.

*Die Fragen stellte Quynh Tran.*



*Racil Chalhoub, Sie entwerfen seit 2015 in London Smokings für Frauen. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie Smoking tragen?*  
Es ist komisch, das so zu sagen, und vielleicht stimmt es auch gar nicht, aber ein Smoking gibt mir ein besonderes Selbstbewusstsein. In einer Welt, die noch immer männlich dominiert ist, gibt er mir das Gefühl, genau so gut zu sein wie sie. Ich bin dann auf Augenhöhe, wenn ich in einen Raum voller Männer komme.

*Gibt es dabei auch um Macht?*  
Um viel mehr! Ein Smoking gibt einer Frau Macht, weil sie ein wundervolles Kleidungsstück trägt, das scharf geschnitten ist und gleichzeitig elegant und schön. Man hat ein bestimmtes Auftreten und strahlt Präsenz aus. Aber er schenkt auch deshalb Selbstvertrauen, weil er einfach bequem ist. Die meisten Frauen entscheiden sich bei besonderen Anlässen meistens noch für ein Kleid. Deswegen sticht man mit einem Anzug aus der Masse. Und wird er richtig getragen, kann er sehr feminin sein.

*Dennoch steht ein Smoking für Maskulinität, für Frauen ist er immer noch etwas Besonderes.*  
Ein ikonisches Kleidungsstück. Es ist das Schönste, was ein Mann tragen kann – und eine Frau. Marlene Dietrich hat ihn getragen, Yves Saint Laurent hat ihn 1966 neu erfunden und die Frau damit quasi befreit. Für mich bedeutet ein Smoking perfekte Schneiderkunst und schöne Details. Natürlich geht es auch um die Freiheit des Ausdrucks, dass man nicht eingeschränkt wird. Ich trage fast immer ein Smoking-Jackett, weil ich es tagsüber zu T-Shirt und Turnschuhen tragen kann, abends mit

# PRÊT-À-PARLER

## DIESE TATTOOS GEHEN SOGAR SCHUHEN UNTER DIE HAUT

Wenn es ein echtes „Girl with the Dragon Tattoo“ gäbe, dann wäre es Saira Hunjan. Aber die britische Tattoo-Künstlerin hat schon einen Beinamen: das Mädchen mit der goldenen Nadel. Und weil ihre goldene Nadel bereits Stars wie Kate Moss oder Jude Law unter die Haut ging, ist die gebürtige Londonerin mit indischen Wurzeln auch in der Modewelt keine Unbekannte mehr.

Für die italienische Marke Tod's durfte sie nun an einer anderen Art Haut die Nadel anlegen: Ihre Phantasiekreationen zieren hautfarbendes Kalbsleder an Klassikern wie der Tasche „Double T“ oder Mokassins in limitierter Auflage. „Das Tätowieren auf Leder unterscheidet sich gar nicht so sehr vom Tätowieren auf Menschenhaut. Man muss ähnlich sorgfältig sein“, sagt Saira Hunjan bei einer

Demonstration ihres Handwerks während der Pariser Modewoche (siehe Bild). „So benutze ich auch beim Leder Vaseline, um das Material weich zu halten, damit man detaillierter mit der Nadel arbeiten kann.“ Ihrer Handschrift – spirituelle Phantasiewelten, die von der mexikanischen und indischen Mythologie inspiriert sind – bleibt sie auch bei Tod's treu: Das Hausmaskottchen, den Löwen, lässt sie mit einem Drachen zu einem neuen Fabelwesen verschmelzen und von Ornamenten umtanzen.

Der Mode war Saira Hunjan immer schon zugeneigt, denn es waren Jean Paul Gaultier's Tattoo-Shirts, die sie als Jugendliche zu der Kunst brachten. Was den italienischen Lederhersteller mit der jungen Künstlerin verbindet? „Das Handwerk natürlich“, ruft Diego Della Valle, der Besitzer und Chef von Tod's. „Es geht um unsere Tradition, mit Leder zu arbeiten, aber eben auch um die Handarbeit und das Gefühl der Freiheit. Wir wollen unsere Herkunft in eine Sprache übersetzen, mit der wir auch junge Leute erreichen.“

Die original-tätowierten Taschen bleiben bislang nur Ausstellungsstücke in London und Paris. Zum Trost reist Saira Hunjan möglicherweise für Live-Performances für Tod's weiter um die Welt. Wer ihre Kreationen noch näher bei sich tragen möchte, kann natürlich auch einfach einen Termin in ihrem Studio vereinbaren – nur ist da die Warteliste bis zu zwei Jahre lang. *Quynh Tran*



Natali Ali, Sofa, design Studio Segers

Living the good life outside.  
Love it, live it, share it.

www.tribu.com

**TRIBU**  
The art of leisure



Nur nicht zu klein: Cécile zu Hohenlohe-Langenburg liebt große Steine. So lässt sie Amethyst, Prasem und Mandarin-Granat für die rechte Hand (oben) in 750er Gold und 925er Silber fassen, ebenso den Ring mit grünem Turmalin, Achatscheibe und Perle (Mitte). Ihr Lotos-Ring (unten) besteht aus einem Stück geschmolzener Bronze und aus Juwelen, die Zar Alexander II. einst ihrer Ururgroßmutter zur Hochzeit schenkte.



# Die Juwelen aus dem Rapunzelturm

Cécile Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg ist auf Schloss Langenburg aufgewachsen. Dort entwirft sie Schmuck mit Steinen, die sie in aller Welt sammelt und zu Hand-Skulpturen zusammenfügt.

Von Peter-Philipp Schmitt  
Fotos Frank Röth

Am Finger trägt sie ein Juwel aus dem Zarenschatz. Es ist ein leuchtender Rubin, umringt von Diamanten. Lange lag das Kleinod nur herum. Der Ring war zu klein und zu zierlich auf ihrer Hand. „Ich brauche große Teile an meinen Händen“, sagt Cécile zu Hohenlohe-Langenburg. Dann habe sich eins zum anderen gefügt, also das glitzernde Juwel zu einem geschmolzenen, im Grunde wertlosen Stück Bronze. Beides gehört für sie zusammen. So wurde ein Schmuckstück daraus, das nicht nur zu seiner Trägerin passt, sondern auch auf eindrückliche Weise die Familiengeschichte derer zu Hohenlohe-Langenburg erzählt.

Es ist kalt im Turm des Schlosses. Durch die rohen Backsteinmauern und die alten Holzdielen scheint an diesem Frühlingstag der Wind zu fegen. Wo sich einst die Bibliothek des fürstlichen Hauses befand, entstehen heute ungewöhnliche Schmuckstücke. Direkt über der Schlosskapelle hat Cécile zu Hohenlohe-Langenburg ihr Refugium. Vom Trubel im Schloss mit den fast 90.000 Besuchern im Jahr bekommt sie wenig mit. „Die Ruhe, die ich brauche, finde ich hier oben“, sagt sie. Wenn sie den ganzen Tag an ihrem Schreibtisch sitzt, wandert die Sonne einmal um sie herum. Fast jede Stunde schaut sie zu einem anderen Fenster hinein. Im Sommer ist es angenehm kühl in ihrer Werkstatt, im Winter ist es eigentlich zu kalt zum Arbeiten.

Am wohl schlimmsten Tag in der Geschichte ihrer Familien war es bitterkalt, minus 20 Grad. In der Nacht auf den 24. Januar 1963 löste ein schadhafter Kamin im Ostflügel einen Brand aus, der um kurz nach ein Uhr entdeckt wurde. Eine halbe Stunde später waren die ersten Feuerwehren beim Schloss. Doch das Wasser gefror in den Schläuchen. Den fast 300 Männern, die sogar aus der gut 100 Kilometer entfernten Landeshauptstadt Stuttgart herbeigeilt waren, blieb nur die Schadensbegrenzung. Gemälde, Möbel, Waffen – über neun Stunden hinweg wurden Schätze aus neun Jahrhunderten aus der Burg getragen. Auf wackeligen Leitern schafften die Feuerwehrlente es sogar bis

hinauf zu den Turmfenstern und in die Bibliothek, um die wertvollen Bücher zu retten. Das Feuer fraß sich durch den Ostflügel, wo die fürstliche Familie wohnte, hinauf bis in den Turm, der aus dem 13. Jahrhundert stammt. Eine rußgeschwärzte Stelle erinnert noch an den schwärzesten Tag in der Schlossgeschichte.

„Dieses Bild könnte die Erinnerungen an Kriegszerstörungen wecken, aber es geschah in einer friedlichen Januarnacht“: So beginnt eine Reportage des Süddeutschen Rundfunks, die an einem der folgenden Tage im Januar 1963 gedreht wurde. Schloss Langenburg, eines der schönsten Renaissance-Schlösser Süddeutschlands, sei fast zur Hälfte eingäschert. In dem zweiminütigen Beitrag über die furchtbare Brandnacht kommt auch Kraft zu Hohenlohe-Langenburg zu Wort. Der sichtlich angeschlagene Fürst hatte 1960 nach dem frühen Tod seines Vaters mit gerade einmal 24 Jahren das Erbe antreten müssen. Nun stand er in den Trümmern seines Schlosses, das die Kriege zuvor unbeschadet überstanden hatte.

Der junge Schlossherr spricht aber auch schon vom Wiederaufbau, der möglichst schnell in Angriff genommen werden solle. Dafür werde man die durch die starke Rauchentwicklung beschädigten Möbel- und Ausstellungsstücke des Museums ins Schloss Weikersheim in Tauberfranken bringen und restaurieren lassen. Am Ende blieb Fürst Kraft nichts anderes übrig, als den Stammsitz der Herren von Hohenlohe in Weikersheim an das Land Baden-Württemberg zu verkaufen. Auch die Güter Neuhof und Ludwigsruhe mit insgesamt 110 Hektar Fläche mussten ihren Besitzer wechseln, so wie die mittelalterliche Burg Tierberg. Nur so konnte Schloss Langenburg wieder aufgebaut und auf Dauer gesichert werden.

Der Brand vernichtete unschätzbare Werte, darunter einen Teil des Schmucks, den Zar Alexander II. seiner einzigen Tochter Maria Alexandrowna Romanowa zur Hochzeit mit Alfred von Sachsen-Coburg und Gotha, dem Sohn von Königin Victoria, geschenkt hatte. Die Juwelen der Großfürstin, der Ururgroßmutter des heutigen Fürsten Philipp und seiner Schwester



Im Rapunzelturm: In der einstigen Bibliothek hat sich Cécile zu Hohenlohe-Langenburg ihr Refugium geschaffen. Vom Trubel im Schloss mit den fast 90.000 Besuchern im Jahr bekommt sie wenig mit.

Cécile, kamen mit Prinzessin Alexandra von Sachsen-Coburg und Gotha ins beschauliche Jagsttal. Sie war die Tochter der Großfürstin und hatte 1896 Ernst II. zu Hohenlohe-Langenburg geheiratet.

Ihre Schmuckschatulle gibt noch heute Auskunft darüber, was für Schätze einst in ihr aufbewahrt wurden. Denn die Juwelen haben Abdrücke in dem dunkelblauen Samt hinterlassen, mit der der stattliche Kasten und seine Einsätze ausgeschlagen sind. Prunkstück war eine Tiara, die als Teil einer Parure vom Hofjuwelier Bolin angefertigt worden war. Das Diadem mit blutroten burmesischen Rubinen in Form von sechs stilisierten Lotosblättern war üppig mit Diamanten besetzt. Die Tiara aber, die Céciles Großmutter noch bei der Hochzeit des späteren spanischen Königs Juan Carlos mit der griechischen Prinzessin Sophia im Mai 1962 trug, die Halsbänder, Armreifen, Broschen und Ohrgehänge sind schon lange nicht mehr im Besitz der Familie. „Das meiste wurde nach und nach verkauft, um Verwandte zu unterstützen, die ihr Hab und Gut nach der Oktoberrevolution und durch die Weltkriege verloren hatten“, erzählt Cécile zu Hohenlohe-Langenburg. Die letzten verbliebenen Juwelen verbrannten schließlich in jener Januarnacht.

Nur ein Ring sei damals nicht im Feuer untergegangen, sagt die Ururenkelin der Zarentochter. „Er steckte in der Brandnacht am Finger meiner Großmutter Margarita von Griechenland.“ Die ältere Schwester des britischen Prinzgemahls Philip und Schwägerin von Königin Elisabeth II. gab den Ring zwei Jahre später ihrem ältesten Sohn Kraft, der ihn wiederum seiner Frau Charlotte Alexandra Prinzessin von Croÿ zur Verlobung schenkte. Nun gehört er ihrer ältesten Tochter Cécile, die sich schon als Kind gerne von ihrer Großmutter anhand der leeren Schatulle erklären ließ, was für herrliche Juwelen einst in ihr gelegen hatten.

Und das Stück Bronze? Auch das sei ein Opfer der Brandnacht. Es könnte ein Kerzenleuchter gewesen sein oder eine Statue, meint Cécile zu Hohenlohe-Langenburg. „Ich stelle mir vor, dass es ein Werk von Bernini war.“ Ob sie tatsächlich ein Stück aus einer geschmolzenen Skulptur des berühmten italienischen Barock-Bildhauers herausgesägt hat, wird sich wohl nie mehr klären lassen.

Der Ring ist jedenfalls in mehrfacher Hinsicht ein Symbol: Der Wahlspruch derer zu Hohenlohe lautet „ex flammis orior“ (deutsch: Aus Flammen erhebe ich mich), der Phönix ist das Wappentier der Familie. Für Cécile, die sich für fernöstliche Philosophie begeistert, ist ihr Werk auch ein „Lotos-Ring“. Die Lotosblume stehe im Buddhismus für Reinheit und Schöpferkraft, sie wachse aus Schlamm und habe zudem die Fähigkeit, Schmutz von sich zu weisen.

Im Turmzimmer neben ihrem Schreibtisch befindet sich ein buddhistischer Schrein. An ihm betet sie nicht etwa, er dient ihr vielmehr zur Meditation und wie die leere Schatulle als Inspiration. Die Kollektion ihrer Hand-Skulpturen nennt



Skulpturen für die Hand: Dieser Ring (für die rechte Hand) hat vier Steine, einen roten Turmalin, einen Bergkristall, Granit und einen Aquamarin in 750er Gold und 925er Silber.

sie „In the Space Between“. Damit spielt sie auf ein Zitat von Milarepa an, dem tantrischen Meister und Begründer der Kagyü-Schulen des tibetischen Buddhismus: „In the gap between thoughts, concept-free wisdom continuously shines forth.“

Unkonventionell zu denken ist Grundlage ihres kreativen Prozesses. Es enge sie zum Beispiel bei ihrer Arbeit ein, dass nur bestimmte Steine als wertvoll gelten. Darum sammelt sie, was ihr zwischen den Fingern kommt, um damit den Raum zwischen den Fingern zu füllen – mit Perlen, Korallen und Muscheln, mit Bergkristallen und Turmalinen, mit Granit, Smaragd und Rosenquarz, mit Citrinen und Aquamarinen, mit Lava- und Meteoritgestein oder auch einem Stück Berliner Mauer.

Was am Ende zueinander findet („Ich lausche den Steinen“), entscheidet sich an ihrem Schreibtisch im Turm. Dafür malt sie die Umrisse von Händen auf ein Blatt Papier. Auf ihm fügt sie ihre Funde so lange zusammen, bis eine ungewöhnliche Kombination entsteht. „Es kann ein Stück Beton sein, das neben einem geschliffenen Halbedelstein plötzlich eine ganz eigene Wirkung entfaltet“, erläutert sie. „Ich liebe Gegensätze, und ich will doch auch, dass die Steine miteinander korrespondieren.“

In einer Ecke entstehen Wachsm Modelle. Den Kontakt zu Goldschmiedern und Steinschleifern haben die Gold- und Silberschmiedemeisterin Doris Raymann-Nowak, eine Freundin schon ihrer Mutter, und ihr Mann Dieter, Grafiker von Beruf, hergestellt. „Ich habe viel bei ihnen in Spraitbach gewohnt, während ich in der Gegend von Schwäbisch Gmünd die Ringe produziert habe. Fast wie ein Lehrling, der im Zuhause der Meister willkommen war.“ Sie selbst hat keine handwerkliche Ausbildung, hat aber Kunst studiert.

Cécile Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg kam 1967 zur Welt. Obwohl sie die älteste Tochter von Fürst Kraft war, der 2004 starb, wuchs sie in der Gewissheit

## Die Juwelen aus dem Rapunzelturm

auf, dass eines Tages ihr drei Jahre jüngerer Bruder Philipp den Besitz der Familie erben würde. Einerseits sei sie froh, dass sie die große Verantwortung, die ein Schloss „mit vier Hektar Dach und einem Kilometer Heizungsrohr“ mit sich bringe, nicht tragen müsse, sagt sie. Andererseits hält sie das Prinzip, dass hochadelige Töchter von der Erbfolge ausgeschlossen werden, wohl auch für nicht mehr zeitgemäß.

Wie ihr Vater und ihre Geschwister besuchte Cécile die Internatsschule Schloss Salem unweit des Bodensees, eine Gründung ihres Großonkels Prinz Max von Baden. Was sie bis heute zu schätzen weiß, ist das soziale Engagement, das den oft

privilegierten Schülern dort abverlangt wird. Sozialdienste sind Pflicht. Der Einsatz beim Technischen Hilfswerk, bei der Feuerwehr, im Altersheim oder für Flüchtlinge steht selbstverständlich auf dem Stundenplan. Prinzessin Cécile flog zum Beispiel nach Sizilien, um nach einem Ausbruch des Ätnas Zelte für Obdachlose aufzubauen. Diese Menschwerdung sei wichtig für sie gewesen, sagt sie rückblickend.

Nach dem Abitur ging Cécile zu Hohenlohe-Langenburg auf die Kunsthochschule Central Saint Martins in London. Danach arbeitete sie mit Tom Dixon zusammen. Mit dem britischen Designer gründete sie die Galerie „Space“ in Notting Hill. 1995 zog sie eine Weile nach New York, arbeitete dort für einen Kunstbuchverlag, beriet später die Porzellanmanufaktur Nymphenburg und heiratete einen französischen Grafen, den Künstler Cyril Amédée de Commarque, einen Enkel von Prinzessin Marie Clotilde Bonaparte. Mit ihm lebte sie in Paris und auf dem Schloss seiner Familie, dem Château de la Bourlie im

Périgord. 2008 ließ sie sich scheiden und ging zurück nach Langenburg – „in Klausur in meinen Rapunzelturm“, wie sie lachend erzählt.

„Ich habe schon immer irgendwelches Zeug entworfen.“ Und sie habe auch schon als Kind rund ums Schloss in der Natur nach irgendwelchen Sachen gesucht. Sie arbeite gerne dreidimensional, modelliere lieber als dass sie zeichne. „Vielleicht habe ich das Kreative ja von meiner Urgroßmutter Alexandra.“ Die Fürstin habe zusammen mit ihrer Schwester Marie, der Königin von Rumänien, sogar die Möbel in ihrem Turmzimmer getischelt.

Sie schätzt die Gegenwart des Vergangenen, die alten Bilder und Erinnerungsstücke, die sie auf dem Schloss umgeben. „Ich denke, diese alten Mauern haben ebenfalls ein Gedächtnis.“ Auch wenn sie inzwischen wieder in New York eine feste Bleibe hat, wo sie mit ihrem zweiten Mann lebt – auf Schloss Langenburg entstehen die meisten ihrer Schmuckstücke.

Die Unikate werden im Schloss aber nicht verkauft, sondern in Galerien in New York (Moss Bureau) oder Peking. Auch auf Messen wie der Art Basel hat Cécile zu Hohenlohe-Langenburg ihre Werke schon gezeigt, die sich Frauen fast immer selbst kaufen. „Mein Schmuck ist nicht das typische Hochzeitstag-Geschenk, das ein Mann kaufen würde.“

Dass sie ihren Ehering entworfen hat, versteht sich von selbst: ein von Gold eingeschlossenes Elefantenhaar aus Kerala, dem Bundesstaat im Süden Indiens, woher ihr zweiter Mann Ajoy Mani kommt. Mani ist für die visuellen Effekte von Filmen wie dem Antikriegsdrama „The Yellow Birds“ oder dem Actionfilm „The Expendables 3“ verantwortlich. „Mani“, sagt Cécile zu Hohenlohe-Langenburg, „bedeutet in Sanskrit übrigens ‚Juwel‘.“ Und lachend fügt sie hinzu: „Wie Sie sehen, bin ich seit meiner Kindheit von Juwelen umringt.“



Schloss Langenburg: Im linken Turm entsteht der Schmuck von Cécile zu Hohenlohe-Langenburg.

Auch erhältlich in:

|   |  |  |   |
|---|--|--|---|
| Hannover /<br>Steinhoff GmbH & Co. KG<br>Einrichtungen International<br>Braunschweiger Platz 2<br>30173 Hannover<br>T+49 511 280760 | Düsseldorf /<br>Licht im Raum GmbH<br>Graf-Adolf-Str. 49<br>40210 Düsseldorf<br>T+49 211 9940017 | München /<br>Böhmler<br>Objekteinrichtungen GmbH<br>Im Tal 11<br>80331 München<br>T+49 89 85632949 | Mannheim /<br>Seyfarth Einrichtungen<br>Augustaanlage 21-23<br>68165 Mannheim<br>T+49 621 4609755 |
|---|--|--|---|

**LASVIT**  
**NEVERENDING**  
**GLORY**

Die Neverending Glory Leuchtenkollektion.  
Inspiriert von den Silhouetten historischer  
Kronleuchter aus fünf der größten Theater der Welt.  
Mundgeblasenes Glas am Rande der Möglichkeiten.  
Entworfen von Jan Plechac und Henry Wielgus.

**DOCK** kann ein Sofa mit Lehnen oder auch ein Tagesbett ohne Lehnen sein. Die wetterfeste Kollektion von Sebastian Herkner (für Emu) lässt sich mit ein paar Handgriffen nach Belieben umgestalten, indem man einfach die Kissen und Lehnen auf dem Aluminiumgestell auswechselt. Zu Sitzpouf und Sessel sowie Zwei- und Dreisitzer gehören auch noch Tische in verschiedenen Formen, Größen und Höhen. Die Platten bestehen aus Glas, einem Material, mit dem der Designer, Jahrgang 1981, besonders gerne in seinem Studio in Offenbach am Main arbeitet.



**PAVILION DAYBED** heißt der Entwurf von Monica Armani, die nicht verwandt oder verschwägert ist mit Giorgio Armani, sondern die Tochter des Architekten Marcello Armani. Die Mailänder Designerin ist ebenfalls Architektin geworden und hat mit ihrem Himmelbett für den Garten (Tribù) fast ein kleines Haus geschaffen. Die Wände sind zwar nicht allzu stabil. Doch als Sicht- und Sonnenschutz und bis zu einem gewissen Grad auch als Witterungsschutz reichen Vorhänge oder Lamellen allemal. Und wer die Sonne richtig genießen will, kann die Jalousien ganz öffnen.



**FAZ** bedeutet im Spanischen „Gesicht“ oder auch einfach „Vorderseite“. Der Designer Ramón Esteve aus Valencia hat eine ganze Kollektion von Outdoor-Möbeln und -Produkten aus Polyethylenharz für Vandom entworfen, die sich alle durch besondere geometrische Formen auszeichnen. Seine Blumenkübel bilden Würfel oder Parallelepipede in drei Größen. Aus den facettenartigen Oberflächen ergibt sich ein Spiel aus Licht und Schatten bei Tag, nachts lassen sich die Stücke der Kollektion auf Wunsch auch von innen mittels LED-Technologie beleuchten.



**GARDEN GLORY** heißt das schwedische Unternehmen, das Linda Brattlöf vor fünf Jahren gründete. Sie hatte für sich und ihre Familie ein Haus an der schwedischen Westküste gekauft, zu dem auch ein hässlicher Gartenschlauch gehörte, der an einem rostigen Haken an der Wand hing. Als sie keinen Schlauch mit Stil finden konnte, begann sie einfach selbst, Garten-Accessoires zu entwerfen. Gießkannen zum Beispiel, die wie ein viel zu großer Diamantring aussehen, Blumentöpfe in Form eines Löwenkopfs und goldfarbene Schläuche, die an Geweihen hängen.



**SOSTA UND TRIO** bestehen beide aus Edelstahl. Und sie sind beide vom Designer Thomas Albrecht aus Kassel. Sein Freischwinger, den Weishäupl in den Pastellönen Grün, Blau und Rosa sowie Weiß und Grau-Metallic anbietet, hat eine Bespannung aus Batyline, einem Polyestergerewebe, das mit einer PVC-Schicht überzogen ist. Der Tisch wiederum verdient seinen Namen gleich dreifach: Er steht auf drei Beinen, hat drei mögliche Tischhöhen und drei unterschiedlich große Tischplatten, die aus dem Laminat HPL oder aus Teakholz sind. Bistro- und Tresentisch sind mit einem Klappmechanismus ausgestattet.



**GUIDELIGHT** hat genügend Energie für etwa 150 Stunden. Die Leuchte von Floris Schoonderbeek (für Weltevre) erinnert an eine alte Grubenlampe. Doch dieses tragbare Licht, das über Micro-USB und Kabel aufgeladen wird, kann mehr: Mit einer Drehung der Kugel verändert sich die dimmbare LED-Leuchte. Sie wird zur handlichen Taschenlampe, die hell in eine Richtung strahlt, oder zu einer stimmungsvollen Laterne, deren Licht vom milchigen Kunststoffschirm gedämpft wird. „Für mich“, sagt ihr niederländischer Designer, „bedeutet eine tragbare Lampe, dass man wirklich in den Wald gehen kann, auf Abenteuer.“



**AIR LOUNGE** besteht aus einem strapazierfähigen Stretchmaterial, das sich laut Hersteller angenehm an den Körper schmiegen soll. Das Gewebe, das von zwei Hartholz-Streben an Kopf- und Fußseite geöffnet gehalten wird, trocknet schnell wieder, wenn es einmal nass wurde. Die Hängematte hat Dougan Clarke entworfen, der Gründer und Chef-Designer des Unternehmens Tucci. Der Mann aus Florida hat früher Yachten gebaut. Seine Inspiration ist das Meer. Bestes Beispiel sind die Sonnenschirme, die er gestaltet hat: Sie erinnern an Rochen.



**BACKPACK** wurde durch die Sportswear-Mode inspiriert. Die Auflage ist eine Art Sack, in dem zwei Kissen stecken, die sich dem Aluminium-Gestell anpassen. Die Sacköffnung hängt zusammengerollt über der Rückenlehne und wird von einem Gurt zusammengehalten. Der Sessel (Ligne Roset), der von den Italienern Paolo Lucidi und Luca Pevere stammt, kann je nach Material drinnen oder draußen stehen. Für die Outdoor-Version hat das Studio Lucidi Pevere ein gummiartiges Material mit einer mehrlagigen Elastomer-Beschichtung gewählt, die wasserabweisend und wasserdicht ist.



**BRIXX** ist die erste komplett gepolsterte Serie von Dedon. Der Hersteller mit Sitz in Lüneburg hat sich einen Namen mit der eigens entwickelten Kunststoff-faser Hularo gemacht, aus der widerstandsfähige Outdoor-Möbel geflochten werden. Der Entwurf der rechteckigen Polster stammt von der Mailänderin Lorenza Bozzoli. Die einstige Modedesignerin hat ihre Entwürfe mit einer markanten diagonalen Linie ausgestattet. In Gruppen lassen sich aus den Elementen so abstrakte geo-metrische Sitzlandschaften zusammenfügen.



**NYHAVN** spielt auf den „neuen Hafen“ in Kopenhagen an, einen alten Kanal, der zum Neu-Markt des Königs („Kongens Nytorv“) führt und an dem sich 300 Jahre alte Giebelhäuser reihen. Dort wohnte einst der Märchendichter Hans Christian Andersen („Die kleine Meerjungfrau“). Nicht ganz so alt ist die Outdoor-Wandleuchte, die zu den Klassikern des Herstellers Louis Poulsen gehört. Sie wurde 1976 von Alfred Homann und Ole V. Kjaer entworfen. Die Leuchte mit ihrem breiten Schirm wird auch in unbehandeltem Kupfer angeboten – und soll im Laufe der Zeit Grünspan ansetzen.



# OPEN AIR

Der Sommer naht. Wir zeigen schon jetzt die schönsten neuen Entwürfe für Balkon, Terrasse und Garten.

Von Peter-Philipp Schmitt

**WEEK-END** nennt sich eine Serie von Outdoor-Möbeln, die das französische Studio Brichet Ziegler schon 2012 vorgestellt hat. Hersteller war Oxyo. In diesem Jahr hat das noch junge Label Petite Friture die Rechte an der Kollektion aus Aluminiumrohren übernommen und erstmals im Januar auf der Messe in Köln vorgestellt. Zur vollständigen Serie gehören drei Tische in unterschiedlichen Größen sowie drei verschiedene Stühle. Deren Rückenlehnen bieten einen „graphischen Eye-Catcher“, wie Caroline Ziegler (Jahrgang 1980) und Pierre Brichet (1977) meinen. Die horizontalen und vertikalen Streben sollen an Lichtstrahlen erinnern.



**MESH** kommt aus dem Englischen und bedeutet „Masche“, aber auch „Zaun“. Das beschreibt die Kollektion der in Mailand lebenden Designerin Patricia Urquiola gut: Ihre Gartensessel und -sofas haben Lehnen aus einem Aluminiumgitter, Sitzfläche und Füße bestehen aus Teakholz. Das namensgebende Drahtgeflecht fehlt bei dem neuesten Entwurf der Serie, dem Teakholz-Liegestuhl mit verstellbarer Rückenlehne. Urquiola, die in Oviedo in Asturien geboren wurde, arbeitet erst seit 2010 für das spanische Unternehmen Kettal, hat seither aber schon vier komplette Produktlinien für den Outdoor-Spezialisten erarbeitet sowie das Tagesbett Cottage – auch in Form eines kleinen Hauses.

FOTOS: HERSTELLER

**GRAN KOBİ** bietet viel Sitzfläche. Damit ergänzt der niedrige Sessel von Patrick Norguet dessen Stuhlschale Kobi (für Alias). Die Sitzschale aus lackiertem Stahlrohr wird von Hand hergestellt. Die Metallstäbe werden in eine Form eingelegt und dann zu einem Gitter verschweißt. Die Beine sind angeschraubt. Zum Sessel hat der Franzose, Jahrgang 1969, noch eine Ottomane entworfen, die auch als Bank oder Computertisch genutzt werden kann. Je nach Wahl der Sitzpolster kann der Sessel drinnen wie draußen stehen. Den kleineren Kobi gibt es auch mit gebogenen Kufen aus Holz – als Schaukelstuhl.



**RAW** will die Geschichte alter Teakbäume lebendig werden lassen. Dafür hat der dänische Designer Henrik Pedersen Holz von besonders alten Stämmen gewählt, die einen Durchmesser von bis zu 3,50 Meter haben. Das rohe Holz mit seinen Jahresringen, Astlöchern und seiner Maserung ist nur poliert. Die Kollektion von Esstischen ist auf 40 Stück limitiert. Pedersen, der Modedesign studierte, bevor er sein eigenes Studio in Aarhus gründete, stellt die Tische auf glatte Aluminium-Beine in Form eines umgedrehten Y. Das verleiht ihnen Leichtigkeit und steht zugleich im Gegensatz zur rauen Holzoberfläche.

**CAMP COT** ist den klappbaren Liegen des italienischen Heers im Ersten Weltkrieg nachempfunden. Das Feldbett (für Unopiù) hat der Australier Jamie Durie entworfen. Der Landschaftsarchitekt ist vor allem als Fernsehmoderator bekannt, der in seinen Verschönerungsshow („Backyard Blitz“, „The Outdoor Room“) Gärten und Hinterhöfe aufräumt und aufmöbelt. Das Gestell seiner Liege besteht aus Teakholz und Edelstahl, bezogen ist es mit dem gesteppten Acrylstoff Sunbrella, der atmungsaktiv und schmutzabweisend ist und auch UV-Strahlung widersteht.



Windröschen („Gailee Pastel“), Waldreben („Star River“), Nerinen bowdenii („Stefanie“), Schachblumen und Rittersporn („Aurora Light Blue“)



# DANKE FÜR DIE BLUMEN

Die Haute Joaillerie blüht auf. Wir haben dem Schmuck neun Frühlingssträuße gebunden.

*Fotos Amira Fritz, Styling Almut Vogel*



Ring von Bulgari mit Blumen aus 18 Karat Gelbgold und farbigen Saphiren, Diamanten und Diamant-Pavé



Kamelien („Contessa Paolina Maggi“)



Ring von Chanel in Kamelien-Form aus 18 Karat Weißgold mit 584 Diamanten, 8,7 Karat, sowie 310 Spinellen, 1,5 Karat

Ring von Dior in Rosenform aus 750er Weißgold und 750er Gelbgold, 3,92 Karat Diamanten, sowie gelben Diamanten und Smaragden



DANKE FÜR DIE BLUMEN



Gelbe Tara-Rosen



Ring von  
De Grisogono aus  
Weißgold mit  
Peridot-Steinen,  
Smaragden,  
Tsavoriten und  
weißen Diamanten



Flamingoblumen  
(„Grace“)  
und Nieswurz  
(„Queens Yellow“)

**DANKE FÜR  
DIE BLUMEN**



Traubenhyazinthen („Mountain Lady“) und Maiglöckchen („Convallaria Majalis“)

DANKE FÜR DIE BLUMEN



Brosche aus der Jean-Schlumberger-Kollektion von Tiffany & Co. mit fünf Blättern aus 18 Karat Gold und Diamanten

Ring von Louis Vuitton aus der „Blossom“-Kollektion, aus Weißgold, Rubinen, Chalcedon und 4,07 Karat Diamanten



Lady-Killer-Rosen, Black-Magic-Rosen, Juliet-Rosen



Brosche aus der  
Kollektion „Faune et  
Flore“ von Cartier, aus  
950er Platin, besetzt  
mit 79 Brillanten,  
2,16 Karat



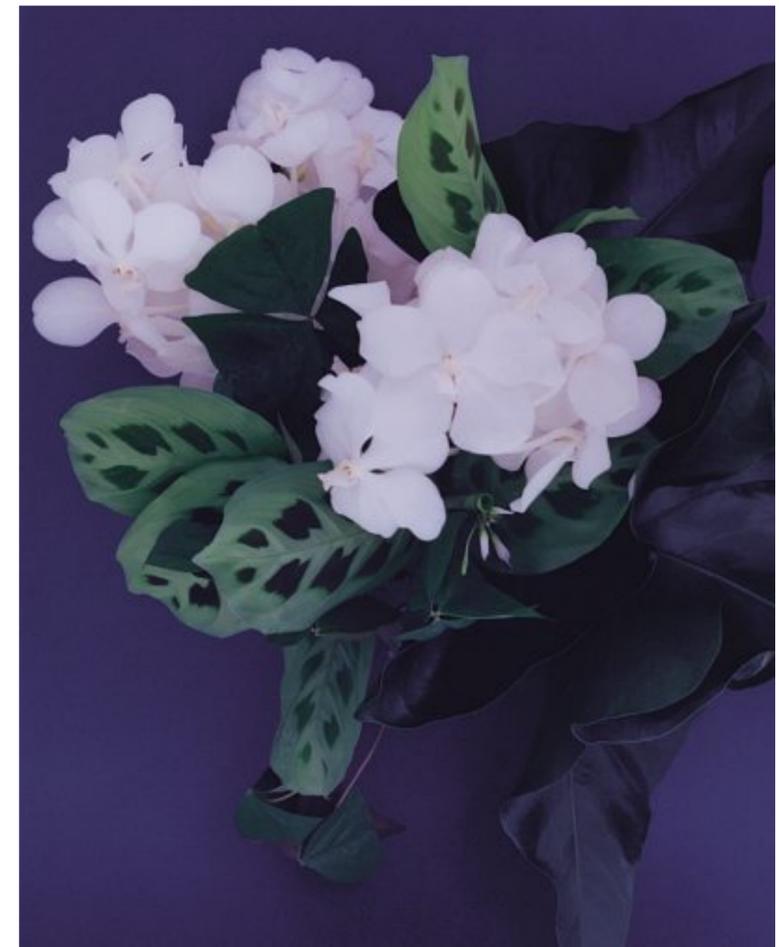
Weißer Flieder  
(„Syringa“) und  
Neapel-Lauch

**DANKE FÜR  
DIE BLUMEN**

Ohrhinge aus der Kollektion „26 Vendôme Nature Triomphante“ von Boucheron, aus Weißgold, besetzt mit Rosecut-Diamanten



Pfeilwurze, Vanda-Orchideen, Blätter von Flamingoblumen, Sauerklee



# DANKE FÜR DIE BLUMEN

Tuberosen („Polianthes Tuberosa“), Traubenhyazinthen („White Magic“), Schachblumen, Kranzschlinge, Jasmin („Polyanthum“) und Farne



Ring von Piaget mit 3,19-Karat-Smaragd sowie Diamanten und Turmalinen



**Fotografin:** Amira Fritz  
**Styling:** Almut Vogel  
**Blumen-Styling:** Ruby Barber (Mary Lennox Berlin)  
**Foto-Assistenz:** Sebastian Niespialowski und Ivan Georgiev  
**Blumen-Styling-Assistenz:** Olivia Beattie

Fotografiert am 23. Februar 2017 in Berlin

CHOPARD  
L.U.C LUNAR ONE

Bei Chopard geht der Mond am blauen Nachthimmel auf. Das Modell Lunar One kommt jetzt im Platingehäuse mit dunkelblauem Zifferblatt daher. Das gibt dem klassisch gestalteten Zeitmesser eine kühle Eleganz. Das chronometergewerkte Manufakturkaliber L.U.C treibt einen ewigen Kalender samt Großdatum und Schaltjahresanzeige an. Der Preis wird sicher mehr als 60.000 Euro betragen.



BREITLING  
AVENGER HURRICANE

Breitling ist mitnichten ein Schreibfehler, vielmehr bezeichnet es ein einzigartiges Gehäusematerial der Uhrenmanufaktur Breitling, das besonders leicht ist, sogar leichter als Titan. Deshalb eignet sich der Bolide mit einem Durchmesser von 50 Millimetern nicht nur für Kraftathleten. Vielmehr braucht er Menschen mit Köpfchen, denn die exklusive 24-Stunden-Zeitangabe erfordert beim Ablesen volle Konzentration. Angetrieben wird der Chronograph vom Manufakturkaliber B 12. Der Preis dafür beträgt etwa 8000 Euro.



TAG HEUER  
CARRERA CALIBRE HEUER 01

Ein offenes Zifferblatt, das den direkten Blick auf das Manufakturkaliber Heuer 01 ermöglicht, ist eines der Kennzeichen der Linie Carrera Calibre Heuer 01. Sie wird nun ergänzt um drei Modelle aus Stahl mit 43 Millimeter Durchmesser und polierter Keramiklinette. Wahlweise ist sie in Schwarz, Dunkelblau oder Cognacbraun zu haben. Beim Preis von etwa 5000 Euro hat man keine Wahl.



BAUME & MERCIER  
CLIFTON CLUB

Es ist die Einsteigermarke im Richemont-Konzern: Baume & Mercier will junge Menschen ansprechen und muss dabei die Preise im Auge behalten. Beide Anforderungen erfüllt die neue Clifton Club, eine robuste Sportuhr im Taucheruhrenlook, angetrieben vom Automatikwerk Sellita SW 200. Sie ist von 1900 Euro an in verschiedenen Varianten erhältlich, mit schwarzem oder weißem Zifferblatt, im mattierten Stahlgehäuse mit schwarzer DLC-Beschichtung.



CARTIER  
DRIVE DE CARTIER

Mit der Linie Drive de Cartier steuert die Nobelmarke das Mittelpreissegment an. Die im vergangenen Jahr lancierte Linie bietet reinrassige Manufakturtechnik und bekommt nun himmlischen Zuwachs. Eine Mondphasenanzeige ersetzt die Kleine Sekunde bei der „6“, mit der die schlichte Automatikuhr ausgestattet ist. Die Stahluhr mit Krokoderband kostet 7300 Euro.



VACHERON CONSTANTIN  
PATRIMONY RETROGRADE

Vacheron Constantin machte in jüngerer Vergangenheit mit superteuren, superkomplizierten Sammleruhren auf sich aufmerksam. Die Marke kann aber auch schlicht und elegant, etwa mit der fein gezeichneten Patrimony mit Mondphase und retrograder Datumsanzeige. Die 42,5 Millimeter große Anzugsuhr wird vom automatisch aufziehenden Manufakturkaliber 2460 PDL angetrieben. Der Preis dafür beträgt in Weiß- und Rotgold 42.000 Euro.



A. LANGE & SÖHNE  
1815 JAHRESKALENDER

Diese Uhr ist ein Favorit der diesjährigen Uhrenmesse SIHH in Genf. Schlicht in der Anmutung, elegant im Auftritt und dabei sehr praktisch. Sie zeigt neben dem digitalen Großdatum auch noch den Wochentag und den Monat – beides per Zeiger. Dazu gesellt sich eine Mondphasenanzeige. Angetrieben wird die Uhr von einem neuen Automatikwerk, das vollständig im eigenen Haus entwickelt und gebaut wurde. In Weiß- oder Rotgold kostet sie 37.500 Euro.

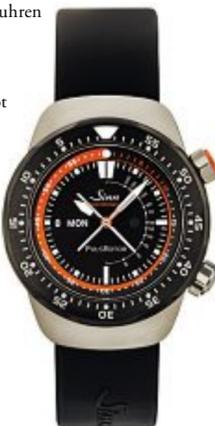


JAEGER-LECOULTRE  
GEOPHYSIC TOURBILLON UNIVERSAL TIME

Bei der Entwicklung von Uhrwerken ist Jaeger-LeCoultre besonders fleißig. Für die neue Geophysic Tourbillon Universal Time haben die Schweizer eigens das Kaliber 935 entwickelt, das aus immerhin 375 Komponenten besteht. Gesteuert wird das Uhrwerk von einem fliegenden Tourbillon, das in einem Fenster im Zifferblatt zu sehen ist. Mithilfe eines Städterings lassen sich die Ortszeiten in 24 Zeitzonen der Erde abrufen. Die Uhr, auf 100 Exemplare limitiert, kostet 155.000 Euro.

SINN  
EZM 12

Seit 20 Jahren baut Sinn-Spezialuhren aus Frankfurt sogenannte Einsatzzeitmesser, also Uhren, bei denen Funktionalität und Praxistauglichkeit oberstes Gebot sind. Die jüngste Profi-Uhr heißt EZM 12 (Preis 3250 Euro) und ist für den Einsatz im Luftrettungsdienst erdacht. Nach dessen goldenen Regeln soll ein Patient binnen zehn Minuten geborgen und abtransportiert sein und spätestens nach einer Stunde in einer geeigneten Klinik landen. Ein aufwärtszählender innerer Drehring hilft dabei, auch im größten Rettungsstress diese Zeiten nie aus dem Auge zu verlieren.



# STOPP UHR

Es könnten die Klassiker von morgen werden. Diese 20 neuen Zeitmesser sind schon jetzt mehr als einen Blick wert.

Von Martin Häußermann



PORSCHE DESIGN  
MONOBLOC CHRONOGRAPH

Porsche Design erinnert sich an seine Wurzeln. Das zeigt der neue Monobloc-Chronograph. Als historisches Vorbild diente der PD-Titanchronograph by IWC aus den achtziger Jahren. Unverwechselbar wurde er durch die versenkten Chronographendrücker, die eine in sich geschlossene Gehäuseform ermöglichten. Das gelingt nun auch bei der Neuheit. Für sie wurde eine raffinierte Schaltwippe konstruiert, mit der sich der Chronograph starten, stoppen und rückstellen lässt. Der Einstiegspreis liegt bei knapp unter 6000 Euro.

GLASHÜTTE ORIGINAL  
SIXTIES SQUARE

Wohl dem Uhrenhersteller, der eine eigene Zifferblattfabrik hat. Sagt sich auch Glashütte Original und stellt eine Sonderedition des Sixties-Square-Chronographen mit fünf verschiedenen Zifferblattfarben vor, die teilweise sehr knallig sind. Diese bunten Sondermodelle, die am Rande der Berlinale vorgestellt wurden, sind limitiert. Es werden weltweit nur 25 Sets mit allen fünf Zifferblattfarben verkauft. Eine Uhr wird 8100 Euro kosten.



MÜHLE GLASHÜTTE  
TEUTONIA SPORT I

Ein bisschen hat Firmenchef Thilo Mühle bei der Entwicklung dieser Uhr an sich selbst gedacht. Schließlich ist er sowohl leidenschaftlicher Mountainbiker wie ambitionierter Autofahrer. Beide Männertypen soll die neue Teutonia Sport I ansprechen. Dafür ist sie in den Motorsportfarben schwarz-rot gestaltet und bietet die Möglichkeit der Geschwindigkeitsmessung mithilfe einer Tachymeterskala. Die Stahluhr ist ab 3390 Euro zu haben.



OMEGA  
SPEEDMASTER AUTOMATIC

Kurz vor ihrem 50. Geburtstag bekommt die Omega-Speedmaster-Linie sportlichen Nachwuchs. Stramme 44 Millimeter misst der sportliche Chronograph, der optisch an eine Uhr von 1968 erinnert. Die Uhr im Retro-Look wird von einem modernen Uhrwerk angetrieben, dem Kaliber 9900, das von der METAS als Chronometer zertifiziert wurde und gegenüber Magnetfeldern von bis zu 15.000 Gauß resistent ist. Offizielle Preise gibt es noch nicht, aber mit etwa 8000 Euro darf wohl gerechnet werden.



CHRONOSWISS  
GRAND REGULATOR

Der Regulator ist seit Jahrzehnten das Gesicht von Chronoswiss. Jetzt wird er durchschaubar. In das Gehäuse des Grand Regulator mit 44 Millimeter Durchmesser wurde nämlich ein extrem skelettiertes Handaufzugswerk eingebaut, das vollen Ein- und Durchblick gewährt. In Stahl wird dieser Regulator 8960 Euro kosten, in Rotgold 19.140 Euro.



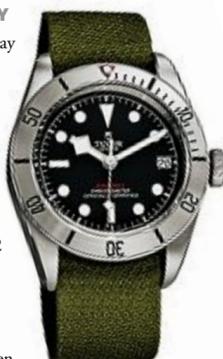
ULYSSE NARDIN  
REGATTA CHRONOGRAPH

Einen Regattachronographen mit einzigartiger Funktion (17.500 Euro) stellte Ulysse Nardin bei seinem ersten Auftritt auf dem SIHH in Genf vor. Vor dem Start einer jeden Regatta gibt es bekanntermaßen einen definierten Countdown. Das setzt Ulysse Nardin direkt um. Nach dem Betätigen des Startdrückers läuft der Stoppzeiger gegen den Uhrzeigersinn los, um dann zur definierten Startzeit sofort die Richtung zu wechseln und die Wettbewerbszeit zu stoppen.



TUDOR  
HERITAGE BLACK BAY

Die Linie Heritage Black Bay ist der Renner bei Tudor, weshalb sie konsequent erweitert wird. Zur Baselworld kommt ein neues Modell im matt gebürsteten Stahlgehäuse und erstmals auch mit Datumsanzeige. Das Manufakturwerk MT 5612 ist chronometergewerkelt; ausgeliefert wird die Uhr mit einem Textilband. Der Preis wird wohl bei weniger als 4000 Euro liegen.



PANERAI  
LAB-ID

Panera, die Schweizer Uhrenmarke mit italienischen Wurzeln, die zur Richemont-Gruppe gehört, pflegt nicht nur die eigene Tradition, sondern ist auch durchaus innovativ. Sie hat nun die LAB-ID entwickelt, deren Materialien so gewählt wurden, dass das Uhrwerk ganz ohne die übliche Schmierung mit Öl auskommt. 50 Jahre Garantie will Panera auf diesen Boliden auf diesen Boliden im schwarzen Carbon-Gehäuse geben. Gebaut werden nur 50 Exemplare zum Stückpreis von stolzen 50.000 Euro.



RESSENCE  
TYPE 5

Rescence ist eine recht junge Uhrenmarke mit Hauptsitz in Belgien und Fertigungsstätten in der Schweiz. Rescence baut Uhren ganz ohne Krone und mit sehr spezieller Zeitangabe. Aufgezogen und eingestellt werden sie, indem man den kompletten Boden dreht. Zur Kraftübertragung zwischen Boden und Uhrwerk nutzen die Uhrenbauer tatsächlich Magnetkräfte, die sonst überall den Ruf haben, Feinde der Mechanik zu sein. Das neue Modell Type 5 ist wasserdicht bis zehn bar (100 Meter) und kostet 31.500 Euro.



ORIS  
ARTELIER KALIBER 113

Oris arbeitet am eigenen Manufakturstatus, indem das 2014 vorgestellte Kaliber 110 konsequent weiterentwickelt wird. Auf der Baselworld zeigen die Schweizer die vierte Evolutionsstufe des eigenen Handaufzugswerks in der neuen Artelier Kaliber 113. Es hat eine stolze Gangautonomie von zehn Tagen, zeigt digital Wochentag und Datum sowie per Zeiger die aktuelle Kalenderwoche an. Der Preis wird etwa 6000 Euro betragen.



FOTOS: HERSTELLER

# BERLIN BRILLANT

Bislang gab man in der Hauptstadt wenig auf kostbare Klunker. Nun schmückt sich aber auch Berlin, dank hochkarätiger Designer.

Von *Celina Plag*  
Fotos *Andreas Müller*



Ring aus 14-karätigem Gelbgold aus der aktuellen Kollektion von Denitza Margova

Noch herrscht Stille im Hause Georg Hornemann. Bald wird hier schon ihre repräsentative Funktion. Im Salon stehen Sitzgelegenheiten bereit, in Vitrinen funkeln reizvolle Objekte. Da liegt zum Beispiel ein gelbgoldener Blumenring in der Größe eines halben Tennisballs, dessen verschlungene Ranken den Blick freigeben auf das Blüteninnere mit zahlreichen pinkfarbenen Saphiren. Für aufwendig gearbeitete Schätze fallen bei den Hornemanns leicht mehrere hundert Arbeitsstunden an. Es gibt nicht viele Ateliers, die so etwas ins Werk setzen können.

Aber die Goldschmiedin ist erst kürzlich mitsamt der Werkräume von der Düsseldorfer Königsallee in eine Seitenstraße des Berliner Kurfürstendamm gezogen. Gründervater Georg Hornemann wird als kreativer Kopf weiter in Düsseldorf seinen Ideen freien Lauf lassen. Sohn Alexander aber, der seit 30 Jahren mitgestaltet, leitet vom neuen Standort in Berlin aus das operative Geschäft mit seiner Frau Claudia, die für das Marketing zuständig ist. Während im Atelier noch geschraubt und geräumt

wird, erfüllen die restlichen Zimmer der Beletage im ehemaligen Hotel Bogota schon ihre repräsentative Funktion. Im Salon stehen Sitzgelegenheiten bereit, in Vitrinen funkeln reizvolle Objekte. Da liegt zum Beispiel ein gelbgoldener Blumenring in der Größe eines halben Tennisballs, dessen verschlungene Ranken den Blick freigeben auf das Blüteninnere mit zahlreichen pinkfarbenen Saphiren. Für aufwendig gearbeitete Schätze fallen bei den Hornemanns leicht mehrere hundert Arbeitsstunden an. Es gibt nicht viele Ateliers, die so etwas ins Werk setzen können.

Berlin und Echteschmuck – zwei Begriffe, die bislang selten in einem Atemzug genannt wurden. Edle Bijouterie verortet man in Deutschland in der feinen Gesellschaft Münchens oder an perlenliebenden Hanseatinnen. Aber nicht in Berlin, wo sich die Damen oft in gewollt nachlässigem Look präsentieren. In letzter Zeit muss sich aber etwas verändert haben in der Hauptstadt. Zumindest gibt es jetzt eine

Reihe junger Labels, die sich dem Thema *fine jewellery* verschreiben. Dazu gehören Designerinnen wie Denitza Margova, Lilian von Trapp oder Ina Beissner. Und wenn sogar ein Traditionshaus wie Georg Hornemann von Düsseldorf nach Berlin umsiedelt, muss das etwas heißen. „Es herrscht ein neuer Glamour in der Stadt“, sagt Claudia Hornemann, die in den Neunzigern zehn Jahre lang in Berlin gelebt hat und sich noch gut an den Punk-Charme von damals erinnert.

Zu verdanken hat die Stadt das auch der Kunstszene mit den vielen kleinen Galerien, die Künstler und Privatsammler anziehen. Für die Hornemanns das richtige Publikum. Immerhin ist Georg Hornemann selbst Künstler, der neben dem Schmuck auch größere Werkstücke kreiert, Schalen etwa, figürliche Skulpturen, Tiere – die Kröte ist mittlerweile zu einer Art Markenzeichen geworden. Seine Leidenschaft für mystische Welten drückt sich auch in diesen Arbeiten aus, die immerhin ein Drittel

des Umsatzes ausmachen. „Für viele Berlinerrinnen ist es ein echtes Statement, überhaupt Schmuck zu tragen“, sagt Ina Beissner und lacht. Seit sieben Jahren entwirft die gelernte Modedesignerin Wertstücke für Frauen, die eigentlich gar keinen Schmuck mögen. Von denen gibt es in der Hauptstadt einige. Beissners Ringe, Ohrringe und Ketten sind so massiv wie elegant. Die momentan so angesagten Tribal-Ohrringe beispielsweise kommen bei ihr mit einer zurückhaltenden runden Fassung daher; der Stift, dessen Kopf gern mit einem edlen Stein besetzt ist, wird wie bei einer Schraube festgedreht.

Bis vor einem Jahr hat Ina Beissner ihre formgewordenen Ideen als Modeschmuck umsetzen lassen. Dann wurde sie schwanger. Mit der Geburt des Sohnes kam der Wunsch, Schmuck zu entwerfen, der über Generationen weitergegeben werden kann. Bislang hatte sie jede Saison eine neue umfangreiche Kollektion lanciert. „Ich wollte nicht mehr Teil dieses schnelllebigen Systems



„Mein Schmuck ist rotzig“: Denitza Margova in ihrer Berliner Wohnung, die zugleich Atelier und Showroom ist

Publicis Et Neus

HERMÈS  
PARIS

TERRE  
D'HERMÈS  
INSPIRIERT DURCH HIMMEL UND ERDE

TERRE  
D'HERMÈS

TERREDHERMES.COM



Haus in der Hauptstadt: Alexander Hornemann leitet die Dependence des Juweliers in Berlin.



Ohrringe aus Weißgold mit Diamanten und Goldberyll-Tropfen von Georg Hornemann

## BERLIN BRILLANT

sein und alles vereinfachen.“ Weniger Kollektionen mit geringerem Umfang, dafür aus hochwertigem Gold produziert – der Luxus liegt in der Reduktion.

„Die Menschen sehnen sich nach bewährten Qualitäten, bleibenden Dingen und einer Rückkehr zum Handwerk“, sagt sie. In der hektischen Metropole Berlin ist das Bedürfnis zur Zeit besonders ausgeprägt. Was sich an anderer Stelle in der Sehnsucht des Großstädtlers nach dem Leben auf dem Land manifestiert, zeigt sich auch in der Art von Schmuck, die Berliner Designer entwerfen. „In *fine jewellery* zu investieren scheint da nur logisch“, sagt Beissner. Zudem sei die Berliner in den vergangenen Jahren eitel geworden, sie achte mehr auf ihr Äußeres. Ein Grund dafür ist für Beissner die gesteigerte Präsenz von Schmuck in der Bilderflut der sozialen Medien. „Heute sind wir permanent von schmückenden Accessoires umgeben.“

Echtschmuck hin oder her, an der Alltagskompatibilität wird sich bei Beissners Bijouterie nichts ändern. „Heute kaufen sich Frauen ihren Schmuck selbst – und das sieht man ihm auch an. Wenn Männer für ihre Frauen einkaufen, handeln sie oft impulsiv, nehmen mit, was sie gerade anspricht. Frauen dagegen überlegen sich genau, wozu sie diesen Ring oder jene Kette tragen könnten. Sie sind durchaus bereit,

viel Geld zu investieren, wollen die feinen Accessoires dann aber auch möglichst oft tragen können.“ Eine Entwicklung, die auch die Hornemanns bestätigen. „Wir haben viele treue männliche Kunden, die den künstlerischen Ansatz unseres Schmucks bewundern“, sagt Alexander Hornemann. Frauen dagegen ergänzen ihre Schmuckstücke meist nach Bedarf.

Und noch eine Veränderung begleitet die Welt des Schmucks seit einiger Zeit. „Früher gab es mehr Anlässe, zu denen man opulenten Schmuck getragen hat“, sagt Hornemann. Deutschland habe nur wenige traditionelle Veranstaltungen, die eine feine Abendgarderobe voraussetzen. „Heute hat man eher viele kleine Anlässe statt eines großen“, sagt Claudia Hornemann. „Wer sagt denn, dass man einen auffälligen Ring nicht mal zu einem schönen Restaurantbesuch mit seinen Freundinnen tragen kann?“

Oder besser: Warum immer nur einen tragen und nicht gleich die ganze Hand voll Ringe? Ginge es nach Denitza Margova, würden die Finger eine „Ring-Party“ feiern, wie sie es nennt. „Ich mag es, wenn meine Kundinnen viele Ringe wild miteinander kombinieren und von mir aus auch mit anderen Marken mischen“, sagt die Schmuckdesignerin, die in Berlin-Mitte filigrane *fine jewellery* gestaltet.

Die gebürtige Bulgarin empfindet das Tragen von viel Schmuck als natürlich. „Ich bin damit groß geworden“, sagt sie. „Meine Mutter ist absolut schmuckverrückt. Von meinen Eltern habe ich oft

kleine Ketten oder Anhänger geschenkt bekommen. In Bulgarien sind die Frauen stärker geschmückt als hier.“ Für die selbstbewusste Unternehmerin ist das kein Widerspruch zur oft subkulturell geprägten Szene der Hauptstadt, der eine Frau mit viel Schmuck prinzipiell erst mal sauer aufstößt. Im Gegenteil. Genau wie die Berliner in verweigern sich Margovas Designs tradierten Ausstaffierungsritualen. „Berlin ist multikulti und ziemlich facettenreich. Was ich mache, spiegelt das wider – mein Schmuck ist rotzig.“

Was Margova damit meint, wird an der visuellen Inszenierung ihres Labels deutlich. Mehrmals schon hat sie Wertstücke an einem Model mit kahlrasiertem Schädel und markanten Gesichtszügen fotografieren lassen, wie man sie in Berlin häufiger sieht. Die hauchdünnen Goldringe mit zierlichen Steinen an den Händen bilden dazu einen interessanten Kontrast. Und wie es sich für das Hauptstadt-Klischee gehört, muss man nicht mal sonderlich reich sein, um Margovas Teile zu tragen. Obwohl die Designerin nur 14-karätiges Gold verarbeitet, zählen sie mit Preisen von 99 bis 900 Euro zu den erschwinglichen Schmuckstücken. Das liegt wohl auch an den geringeren Produktionskosten in der familienbetriebenen kleinen Goldschmiede in ihrem Geburtsort in Bulgarien. „Bei denen kann ich darauf vertrauen, dass die Qualität so umgesetzt wird, wie ich es mir wünsche. Und wenn aus einer alten Kollektion etwas übrigbleibt, können sie das einschmelzen und weiterverwenden.“

Ein nachhaltiger Ansatz, auf dem auch Lilian von Trapps Unternehmen basiert. Die Schmuckdesignerin fertigt ihre minimalistischen Kostbarkeiten ausschließlich aus recyceltem Gold und Vintage-Diamanten. Die Berlinerin hat Jura studiert. Danach hat sie im Modemarketing und im Einkauf gearbeitet. Vor einigen Jahren starb ihre Mutter und hinterließ viel Schmuck. „Das meiste davon hätte ich nie getragen“, sagt sie. „Den Gedanken fand ich schade. Einige Stücke, an denen starke Erinnerungen hingen, bewahrte ich auf. Den Rest ließ ich nach Zeichnungen von mir neu gießen.“

Sie fasste den Entschluss, sich mit einer eigenen Schmuckkollektion selbständig zu machen – und war schockiert, als sie sich mit Themen wie Materialabbau befasste. „Wenige Menschen denken bei Echtschmuck darüber nach, woher das Gold und die Diamanten kommen“, sagt von Trapp. „In vielen Minen herrschen katastrophale Zustände, oft arbeiten dort Kinder. Die Chemikalien, die verwendet werden, um die Metalle vom Stein zu trennen, sind hoch toxisch.“ Der schöne Schein ist oft trügerisch – deshalb blieb sie ihrem Konzept des Materialrecyclings treu.

Berlin sei dafür der ideale Standort. „Nachhaltigkeit wird jetzt überall zum Thema – hier hat sich die Bio-Kultur schon vor Jahren etabliert.“ Doch Lilian von Trapp findet sowieso: „Spätestens alle 30 Jahre sollte man ausmisten und alles, was man nicht trägt, einschmelzen, um daraus etwas Neues zu erschaffen.“



Ohrringe aus Ina Beissners Kollektion



Luxus durch Reduktion: Ina Beissner will Schmuck entwerfen, der nicht nur eine Saison Bestand hat.



Erwerben Sie einen Eigentumsanteil an einem NetJets Flugzeug und erhalten Sie Zugang zu über 700 Privatjets weltweit. Nur NetJets bietet Ihnen die Größe, Sicherheit und Leistungsfähigkeit einer kommerziellen Fluggesellschaft, kombiniert mit der Flexibilität und Schnelligkeit eines Privatflugunternehmens.

netjetseurope.com +49 89 2323 7549

Alle von NetJets® Europe angebotenen Flugzeuge werden von NetJets Transportes Aéreos S.A., einer EU-Luftfahrtgesellschaft, betrieben.

# IHRER ZEIT VORAUSS

Philipp Man und Ludwig Wurlitzer sind so vernetzt wie die meisten in ihrer Generation. Teure Armbanduhren behalten für sie trotzdem ihre Berechtigung – eine so große, dass sie damit ein kleines Imperium aufbauen.

Von Jennifer Wiebking  
Foto Stefan Finger

Fünfundzwanzig Jahre wäre ein angemessenes Alter für jemanden, der etwas Neues zum traditionsbewussten Uhrenhandel beitragen will, der dieses Geschäft vielleicht sogar neu erfinden möchte. Mit fünfzig Jahren hat man viel gesehen und ist zugleich jung genug, es noch mal wissen zu wollen. Fünfundzwanzig ist das neue Vierzig, im Geschäft mit Uhren sowieso. Fünfundzwanzig ist auch das Lebensalter hinter dem Gründungsteam von Chronext, einem Uhrenhandel im Internet. Für Modelle, die brandneu sind und solche, die man vom Großvater vererbt bekommen hat und jetzt so schnell wie möglich loswerden will. Oder für das eine Modell der Omega-Seamaster, das schon seit Jahren nicht mehr neu verkauft wird, aber dort vielleicht gebraucht noch zu finden ist.

Nur passen in diese fünfzig Jahre bei Chronext gleich zwei Gründer: Philipp Man und Ludwig Wurlitzer, beide 25 Jahre alt und seit vier Jahren Unternehmer. Kurz vor dem Bachelor-Abschluss haben sie angefangen. Jetzt haben sie schon 130 Mitarbeiter, mit Teams für die Technik, das Produkt, den Einkauf und das Marketing, zählt Philipp Man auf. „Und für Personal, Finanzen, Uhrmacherwerkstatt, Logistik, Internationalisierung, Kooperation, Business Development, Business Intelligence.“

Auch Menschen, die älter als 25 Jahre sind, könnte bei dem Gedanken an so ein Vorhaben schwindelig werden. Ludwig Wurlitzer und Philipp Man haben hingegen gerade ihren ersten Store in London eröffnet, weil es selbst in Zeiten, da die Digitalisierung das Leben der meisten Menschen erfasst hat, wichtig ist, auch eine analoge Präsenz zu haben. Aber dazu später – das kleine Fitnessstudio im Büro der beiden in Köln-Ehrenfeld ist gerade spannender, die Kickertische, der Ruheraum für das Nickerchen zwischendurch, ausgestattet mit Massagesessel sowie Eames-Lounge-Chair. „Wir glauben an Power-Naps“, sagt Wurlitzer. Als Überbleibsel des Valentinstags hängen von

der Decke herzförmige Luftballons, eine Idee der Personalabteilung, zusammen mit den Liebesbriefen an jedes Team, jeweils mit ein paar Zeilen Extra-Lob.

Im August vergangenen Jahres war Einzug. Jetzt steht alles so bereit, wie es sich die Mitarbeiter der Generation Y nur wünschen können, die bekannt dafür ist, bei Vertragsunterzeichnung auf eine ausgeglichene Work-Life-Balance zu bestehen. Zwischen dem noch freiliegenden Beton der Baustelle unten am Eingang und dem bewusst so belassenen Sichtbeton in den Räumen von Chronext kann nur das seit Jahren in Designfragen geschulte Hipster-Auge einen Unterschied erkennen. Mittwochs ist Team-Lunch. „Wir bestellen uns etwas und essen zusammen“, sagt Wurlitzer, der auf dem Weg durch die Räume jetzt am Sicherheitstrakt angekommen ist, dem begehbaren Tresor für die Uhren. Man und Wurlitzer unterhalten hier auch ihre eigene Werkstatt, samt OP-sterilem Polierraum. „Der erste Polierraum, den wir hatten“, sagt Wurlitzer, „war damals auf der Herrentoilette.“

Gründerstimmung – ausgerechnet in der Luxusuhrenbranche. Die beiden Unternehmer Man und Wurlitzer sind mit ihren 25 Jahren und ihrem eigenen Leben, das natürlich längst vom Smartphone bestimmt ist, das beste Beispiel dafür, dass eine Uhr über das Ablesen der Zeit hinaus heute ihre Berechtigung hat. Die Uhrenbranche müsste den beiden eigentlich applaudieren. Nicht nur, weil sie mit ihrem Unternehmen beim An- und Verkauf von Modellen im Internet Sicherheit vor Fälschungen bieten wollen – eine Dienstleistung, an der es anderen Online-Anbietern mangelt. Sondern vor allem, weil sich die Generationsfrage, die so viele Marken beschäftigt, bei ihnen von selbst klärt. Von Köln-Ehrenfeld bis Silicon Valley ist es gedanklich nicht allzu weit.

Dabei sehen sich Man und Wurlitzer dort vermutlich gar nicht. Sie gingen ja damals zur Gründung nicht mal nach Berlin. „Ludwig wollte nach Berlin“, sagt Philipp Man. „Aber ich habe mich durchgesetzt. Denn schon damals war klar: Wenn wir größer werden, wird es Leute geben, die unser Modell kopieren. Und in Berlin werden diese Leute sein, die dann auch unsere Mitarbeiter klauen.“ Nach Köln geht außerdem so gut wie niemand, um sich auszuprobieren und drei Monate später weiterzuziehen. Anders als in Berlin. „In Berlin gibt es zu viele Lifestyle-Developer“, sagt Man.

Im Mai 2013 machten sie am Londoner King's College ihren Bachelor in Business Management. Im Februar zuvor schon hatten sie ihr Unternehmen gegründet. „Zu zweit, in der WG-Küche“, sagt Man. Sie hatten sich ein paar Jahre zuvor auf dem englischen Internat Bedford School kennengelernt und wohnten auch im Studium zusammen. „Im zweiten Jahr an der Uni kamen wir auf die Idee“, sagt Wurlitzer. „Ursprünglich wollten wir ein Unternehmen für Uni-Bücher gründen.“ Wenn die am Anfang des Semesters stets besonders teuer sind, aber nach zwei Wochen viel weniger kosten, gebe es in diesem System doch eine Marktlücke. „Das fanden wir spannend. Bis wir überlegt haben: Die Leute reißen aus Büchern Seiten raus und kritzeln rein. Das lässt sich nicht standardisieren.“

Also Luxusuhren. Für die beiden war das privat schon lange ein Thema. Man jobbte nach der Schule bei einem Juwelier, Wurlitzer interessierte sich schon als Kind für die Technik des Werks. „Was fehlte, war ein Weg, um liquide mit Uhren zu handeln“, sagt Wurlitzer. „Wenn eine Uhr auch eine Wertanlage ist, legt man sie sich mit dem Gedanken zu, sie zu verkaufen, sobald man mal Geld brauchen sollte oder eine neue Uhr möchte. Aber de facto war das gar nicht so einfach.“

Er ist derjenige der beiden Gründer, der die Abläufe erklärt, der von den 100 Uhren erzählt, die hier im Durchschnitt pro Tag morgens von den Verkäufern ankommen und gegen Nachmittag nach der Echtheitsprüfung an die neuen Käufer weitergeschickt werden, und von dem Inventar, das den Bestand auch dann sichert, wenn mal nicht so viele Uhren angeboten werden sollten.

Die beiden sind unterschiedlich genug. „Ich bin der Geek und kümmerge mich um die langweiligen Dinge“, sagt Wurlitzer und lacht. Sein Schreibtisch steht nicht umsonst im Büro der Techniker. „Philipp ist hingegen meistens unterwegs. Die Aufteilung passt, denn sie entspricht unseren Vorlieben. Wir haben auch ganz unterschiedliche Rhythmen.“ Wurlitzer ist Frühaufsteher, „zwischen fünf und halb sechs“. Man arbeitet eher spät und repräsentiert das Unternehmen abends auf Events. „Das wäre für mich die absolute Qual.“ Wurlitzer steuert die Angelegenheiten im Inneren, Man ist nach außen orientiert. „Forbes“ hat



Freunde in ihrem Alter sind meist Berufseinsteiger. Ludwig Wurlitzer (links) und Philipp Man sind gerade dabei, ihr Amerika-Geschäft aufzubauen.

Man jetzt auf seine Liste „30 unter 30“ zum Onlinehandel in Europa aufgenommen, obwohl Wurlitzer dort auch stehen müsste. Man ist gewissermaßen der Poster-Boy der beiden, den man zum Gespräch auch nicht im Büro trifft, sondern in seinem Lieblings-Burger-Restaurant auf eine Limonade. Die Mission des Burgerlokal-Besitzers sei es, selbst Vegetarier dazu zu bringen, einen Burger zu essen. Einen wie Philipp Man, der im Namen des eigenen Vorhabens immer *on* ist, versteht man hier.

Es geht gerade um das vierjährige Jubiläum in ein paar Tagen. Werden Sie das feiern? Auf die Frage hin macht sich Man nebenbei eine Notiz im Handy. Er ist ein Kind russisch-jüdischer Einwanderer. Seine Mutter stammt aus St. Petersburg und kam als Musiklehrerin nach Koblenz. Sein Vater ging von Gorki aus nach Tel Aviv und finanzierte sich das Studium mit einem Job als Stadtführer. Auf einer dieser Touren war dann Philipp Mans Mutter dabei, die gerade in Israel Ferien machte. Der Rest ist Familiengeschichte. Der Vater folgte der Mutter nach Deutschland, gründete dort in der Zeit der New Economy das Softwareunternehmen TelesensKSCL, das 2002 Insolvenz

anmeldete, ging danach in die Schweiz und gründete dort die Man Oil Group. Woher der Sohn sein Tempo hat (er spricht etwa doppelt so schnell wie andere Menschen), ist also klar. In einer typischen Woche ist Philipp Man in der Schweizer Hauptzentrale seines Unternehmens, ein bisschen in Köln und wochenends bei seiner Freundin in London. Leider fliegt er nur ungern. „Aber ich ziehe es einfach durch. Ich mag es nicht, wenn es wackelt. Deshalb bin ich jemand, der sich am Sitz festhält. Wenn im Flieger die Türen zugehen, man aber noch nicht starten kann – dieses Rumeiern, schrecklich.“

In Solchen Lebenslagen lenkt sich Philipp Man mit dem Verfassen von Mails ab. „Ich schaffe 100 bis 150 Mails in der Stunde. Wenn ich zwei Stunden fliege, schieße ich nach der Landung gut 250 Mails raus.“ Es ist sein Lebenszeichen – einige bekommen dann schnell 15 Mails auf einmal von ihm, bei seiner Assistentin können es auch 60 ungelesene Nachrichten im Postfach sein. „Alle wissen dann, dass ich gelandet bin.“ Die Freunde in seiner Altersklasse seien jetzt vornehmlich Berufseinsteiger. „Und einige davon studieren noch.“

Man hingegen ist Mitglied in drei Fitnessstudio-Ketten, weil manche der Studios gar nicht mehr offen sind, wenn er es abends mal zum Training schafft, nach 16 bis 18 Stunden Arbeit. Eine vierte Mitgliedschaft könnte bald dazukommen, in New York. Sie sind gerade dabei, ihr Amerika-Geschäft aufzubauen. „In zwölf bis 16 Monaten könnte das größer sein als das Büro in Köln. Ich werde mindestens die Hälfte der Zeit dort sein.“ Auch da dürfte der Bedarf nach einer Verkaufsplattform für Opas Uhr so wie einer, auf der man die immer teurer werdenden Luxusmodelle ein wenig günstiger bekommt, nicht geringer sein. „Es gibt dort niemanden, der das überregional macht.“

Dann der erste stationäre Laden in London, direkt an Piccadilly, auch als Nachweis der Vertrauenswürdigkeit für Menschen, die zum Beispiel von Manchester aus online bestellen und verkaufen. Sind Wurlitzer und Man in der traditionellen Uhrenbranche eigentlich beliebt? „Wir werden definitiv nicht mit offenen Armen empfangen“, sagt Wurlitzer. „Wir sind in einem Markt tätig, der seit langem seine Vertriebsstrategien hat, und ändern diese Strukturen zu einem gewissen Grad. Es gibt einige, die damit nicht

zufrieden sind oder Vorbehalte haben. Zugleich ist es so: Wir lieben Uhren. Wir sind große Fans dieser Hersteller, und das Letzte, was wir wollen, ist, sie kaputtzumachen.“

Man und Wurlitzer haben genug Investoren im Rücken. „Nach anderthalb Jahren fingen wir an“, sagt Man. Seitdem haben sie knapp 19 Millionen Dollar eingesammelt. „Du bist nicht autark, aber du kannst eine ganz andere Geschwindigkeit an den Tag legen.“

Wenn auch die Konkurrenten in der analogen Welt nicht schlafen – im Internet sind sie besonders wachsam. „Du musst, so schnell es geht, mit allen Parteien einen Lock-In-Effekt schaffen: der Handel, der nur mit dir arbeitet, der Kunde, der denkt, du seist die beste Marke. *The winner takes all*. Oder wenigstens: *The winner takes most*. So wie Amazon. Du könntest auch noch irgendwo anders ein Buch kaufen. Aber die wenigsten machen es.“

Die Zitronenlimonade ist ausgetrunken. Philipp Man muss zurück ins Büro. Er läuft zu seinem Audi vor dem Burger-Restaurant. Das Kennzeichen: K-PP, dann die Zahl. Zur Erinnerung an die teuerste Uhr, die sie je verkauft haben: eine Patek Philippe für 540.000 Euro. ◀

## An der Ostsee verloren, an der Nordsee aufgetaucht

„Wir waren an der Ostsee nach Weihnachten, haben Familie getroffen und in einem Hotel übernachtet. Dort habe ich zum Händewaschen meinen Ehering ausgezogen und war eigentlich hundertprozentig sicher, dass ich ihn im Bad gelassen hatte. Doch am nächsten Tag war der Ring plötzlich weg. Ich habe im Hotel nachgefragt, an der Rezeption,

beim Reinigungspersonal. Als er nicht gefunden werden konnte, war ich mir ganz sicher, dass der Ring aus Versehen in den Abfluss gefallen sein muss oder einfach verschlumpft wurde. Also habe ich mich schon informiert, was es kosten würde, den Ring nachmachen zu lassen. Drei Wochen später waren wir dann im Urlaub an der Nordsee. Dort habe ich beim Spazieren meine Hände ganz normal in die Taschen meiner

Winterjacke gesteckt, die ich schon an der Ostsee getragen hatte, und plötzlich hatte ich den Ring an. Da muss mein Finger irgendwie automatisch in den Ring in der Tasche gerutscht sein. Aber ich dachte wirklich, ich hätte damals bei der Suche die Taschen ausgeleert. Die Freude war natürlich groß – und dem Hotel haben wir dann auch Bescheid gesagt.“

Anna S. war zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre verheiratet – das verflixte siebte Jahr schien bei ihr unter einem guten Stern zu stehen.

## Der Schatz im Cospudener See

„Es ist schon toll, was dieses kleine Stück Metall so alles erlebt hat. Im Urlaub, im Alltag, auf Reisen – der Ehering ist immer dabei. Ein Unikat: zwei Grashalme, eng umeinander gewickelt, dann in Metall gegossen. Wenn er heute an meinem Finger glänzt, denke ich oft: Wahnsinn, immer noch derselbe wie bei der Trauung. Das wäre fast anders gekommen.“

Leipzig, drei Wochen nach der Hochzeit, ein Sommerwochenende 2012. Wir fahren mit den Rädern raus zum Cospudener See und gehen schwimmen. Als mir das Wasser bis zur Schulter steht, mache ich die Finger lang und die ersten Züge. Ich spüre sofort: Der Ring ist weg, einfach abgerutscht. Ich rufe laut. Meine Frau am Ufer denkt, ich mache Witze. Ich tauche, aber überall Schlick und Algen. Das bringt nichts. Frustriert warte ich ans Ufer. Ein Riesenfischer! Ich hätte die Stelle markieren sollen – mit einem Stein, einem Fahrradsattel, irgendetwas.

So beginnt die Suche. Den Sommer verbringe ich am Cospudener See. An jedem freien Wochenende fahre ich nach Leipzig. Ich kaufe mir eine Taucherbrille und suche das Ufer ab. Meter für Meter, denn so genau kann ich mich nicht mehr an die Stelle erinnern. Irgendwann erkläre ich mich und bekomme Fieber. Aber aufgeben will ich nicht. Nur drei Wochen nach der Hochzeit verliere ich meinen Ehering! Die Geschichte ist mir so peinlich, dass ich sie Eltern und Freunden verheimliche. Aber langsam werden die Ausreden knapp.

Ich engagiere über das Internet einen Schatzsucher. Sven Ogrissek – den Namen werde ich nie vergessen – wohnt in der Nähe des Sees und hat einen Metalldetektor. Ich zeige ihm die Stelle. „Das kriegen wir schon hin“, sagt er. Fünf Ringe hat er bisher gesucht, vier gefunden. Aber noch nie unter Wasser in einem vier Quadratkilometer großen Baggersee.

Sven zieht sich seinen Neoprenanzug an, hängt den Bleigürtel um und geht ins Wasser. Mit dem Detektor fegt er den dunklen Grund ab. Zweieinhalb Stunden geht das so. Ich sitze am Ufer und werde immer trübsinniger. Plötzlich ruft er: „Es bimmelt!“ Er gräbt an der markierten Stelle, es klimpert! „Ich hab ihn!“ Der Ring ist etwas angelaufen, aber meiner. Ich kann mein Glück kaum fassen. Sven ist so bescheiden, dass er den Finderlohn nur nach viel Überredung annimmt.

Endlich kann ich allen erklären, wo der Ring so lange war. Stolz präsentiere ich die Fotos von der Schatzsuche im See. Jetzt weiß ich auch, dass Finger im kalten Wasser schrumpfen. Es war mir eine Lehre. Der Ring geht nicht mehr baden.“

Rainer Schulze ist trotz allem seit fast fünf Jahren glücklich verheiratet.

# Der Ring ist weg! Was jetzt?

Nicht nur der Ehering hält die Ehe zusammen. Wer das Symbol ewiger Verbundenheit verliert, gerät trotzdem in Panik.

*Gesammelt von Bettina Wolff*



## Die sozialen Netzwerke brachten ihn zurück

„Schon als ich meiner damaligen Freundin den Verlobungsring anstecken wollte, fiel er mir aus der Hand und kullerte quer durchs Restaurant. Mit rotem Kopf kroch ich da rum unter den Blicken der anderen Gäste. Ich fand den Ring – aber nicht mehr die vielen netten Worte, die ich mir vorher überlegt hatte.“

Auch meinen späteren Ehering habe ich x-mal verloren und irgendwann auch nicht mehr wiedergefunden. Da sagte meine Frau: „Komm, jetzt fang gar nicht erst an, dir einen neuen Ring zu kaufen!“ Im Alter wurde sie sehr krank, ich habe sie gepflegt. Als sie merkte, dass es mit ihr zu Ende ging, sagte sie: „Du hast ja keinen Ring, dann trägst du meinen Ring.“ Das war an ihrem letzten Tag. Ich trage den Ring am kleinen Finger, er sitzt bei mir ziemlich stramm. Meine Frau hat ihren Ehering jahrzehntlang getragen, ohne dass er einmal einen Pieps von sich gegeben hat. Und dann habe ich ihn an

den Pfoten und verliere ihn. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass der Ring weg war. Ein paar Tage später machte mich meine Tochter auf die Suchaktion aufmerksam. Ein Ranger hatte ihn im Nationalpark Eifel, wo ich gewandert war, an einer der breitesten Stellen gefunden, auf dem schneebedeckten Weg. Der Nationalpark stellte ein Foto des Rings in die sozialen Netzwerke, und rund 750.000 Menschen beteiligten sich an der Suche. Ich habe es nicht begriffen! Da ist ein Ring verloren gegangen, sonst nichts. Wie viele Ringe gehen täglich verloren? Und dann so ein Aufwand! Aber ich war einfach selig, dass der Ring wieder aufgetaucht ist. Der Finder und ich sind Freunde geworden und besuchen uns jetzt gegenseitig. Den ganzen Medientrübels habe ich auch mitgemacht, weil ich wirklich glücklich war, dass ich den Ring wieder an der Hand hatte. Er ist mir wegen seiner Geschichte sehr wertvoll, und ich hätte ihn auch nicht nachmachen lassen.“

Karl-Heinz war mehr als 50 Jahre lang mit Irma verheiratet, bevor sie vor zwei Jahren starb.

## Was ist nur mit dem Brautpaar los?

„Am 9. 9. 1995 sind wir mit unseren Trauzeugen und dem Pfarrer vor der Kirche, der Organist fängt an zu spielen, wir laufen rein, und auf einmal bleibe ich stehen. Alle drehen sich um und denken: „Warum geht das Brautpaar nicht rein?“ Ich rief nur entsetzt: „Scheiße!“ Denn der Pfarrer war in die Kirchenreihe gegangen, um die Eheringe zu holen. Doch als ihm

der Teller mit den Ringen hingehalten wurde, ist dieser wohl in eine Schiefelage geraten. Und die Eheringe sind in einen Lüftungsschacht der Kirche gefallen, unten auf den Boden. Der Organist hat dann aufgehört zu spielen, und ein Freund ist gekommen und hat den Schacht geöffnet. Nachdem er einige Zeit darin rumgekramt hatte, hat er den falschen Ring herausgeholt. Der Clou war ja noch, dass das ein Kinderring war! „Nee, das ist nicht meiner“, habe ich

## Im Frühjahr gab der Schnee ihn frei

„Alles begann, wie so vieles im Leben, mit einer Weihnachtsfeier. Genauer: mit der Fahrt dorthin. Es hatte geschneit in Frankfurt, ich war spät dran, also fegte ich nur schnell die Schneeaufgabe vom Auto und schüttelte zwischendurch immer wieder Hände und Arme aus, um den klebrigen Schnee wieder loszukriegen. Da muss es passiert sein. Bemerkt habe ich es erst viel später – als der Ring plötzlich fehlte. Vom Finger gerutscht vermutlich und in den Schneebergen versunken. In der Nacht noch startete ich die Rettungsaktion. Wühlte mich durch die Schneehügel am Straßenrand. Vergebens. Ich merkte schnell: Die Situation erforderte andere Mittel. Bessere, überlegtere, ausgefeiltere.“

Am nächsten Morgen kehrte ich mit Schaufel und Müllsäcken zurück. Mit etwas Überlegung war die Sache doch einfach: Man müsste nur die Schneeberge ringsum einpacken und schmelzen lassen. Und wie beim Goldauswaschen würde am Ende der Ring übrigbleiben. Theoretisch.

Ich schaufelte und schleppte, hievte und hoffte. Auf unserem Balkon stapelten sich die Säcke wie zur Zeit des Müllnotstands in Neapel. Irgendwann war der ganze Schnee endlich weg, mit klopfendem Herzen schaute ich in die Säcke und fand: Splitt. Ganz viel Rollsplitt. Was ich nicht fand, war: der Ring.

Zu diesem Zeitpunkt war die Stimmung zu Hause schon etwas gedrückt. Den Ehering verloren zu haben war schlimm genug. Aber ich hatte ihn zum zweiten Mal verloren. Das erste Mal war ein Jahr zuvor gewesen, nach dem Skifahren. Am Auto, auf dem Parkplatz, hatte ich beim Umziehen ein leises Pling gehört, in meiner Skiseligkeit aber nicht weiter beachtet. Wir fuhren 500 Kilometer zurück, dann merkte ich: Der Ring war weg. Der Parkplatz, das Pling, das Ausziehen der Handschuhe. Ich rief an, ja, sagte der Mann an der Gondelbahn, da habe jemand einen Ring abgegeben. Ich fuhr 500 Kilometer hin, holte den Ring, fuhr 500 Kilometer zurück, Happy End. Und jetzt war er wieder weg.

Ich suchte in diesem Winter noch oft Straßenrand und Gehsteig ab. So lange, bis ich gar nicht mehr wusste, wo genau alles begonnen hatte. Es war schon Frühjahr, als ich einen weiteren Versuch startete. Mit meiner Frau. Sie schaute hier und da und rief irgendwann: „Ich hab ihn!“ Er lag, gut geschützt, in einem winzigen Spalt, der sich am Boden zwischen Hauswand und Gehsteig auftat.

Seither habe ich einen Tick entwickelt: Ich fühle ständig, ob der Ring noch da ist. Er ist es. Und bleibt es. Hoffentlich.“

Bernd Steinle, seit neun Jahren verheiratet, hat seitdem gar nichts mehr verloren.

gesagt. Dann hat unser Freund aber doch noch den richtigen Ring gefunden, und die Trauung ging mit einer Viertelstunde Verspätung ganz von vorne los. Da standen wir dann wieder im Vorbau der Kirche, der Organist hat noch einmal neu angesetzt, und wir sind zum Altar gegangen – diesmal mit den Eheringen. Die ganze Sache war oberpeinlich. So etwas vergesse ich nicht.“

Die Frau aus der Nähe von Frankfurt ist seit mehr als 20 Jahren glücklich verheiratet.

Außergewöhnliche Momente erleben Sie in einer Umgebung, in der alles stimmt. Mit Formen, die einfach und klar sind.



Erfahren Sie mehr über bulthaup und die Möglichkeiten einer Finanzierung unter [www.bulthaup.com/faz](http://www.bulthaup.com/faz)



Das hatten die Schuhfabrikanten in Italien auch noch nicht erlebt. Da standen ihnen vor etwa zwei Jahrzehnten plötzlich zwei junge Frauen aus London mit großen Plänen gegenüber, Tamara Mellon und Sandra Choi. Dabei war das Schuhhandwerk damals fest in Männerhand. „Für die Fabrikbesitzer war das ein bisschen seltsam“, erinnert sich Sandra Choi an ihre frühen Jahre in dem Geschäft. „Aber sie arbeiten immer noch für uns.“

Wobei Sandra Choi mit „uns“ heute die Marke Jimmy Choo meint. Denn Tamara Mellon, die den noch unbekannteren Jimmy Choo im Londoner East End entdeckte und den frühen Markenaufbau zu großen Teilen finanzierte, ist längst ausbezahlt und ausgestiegen. Sandra Choi dagegen, die Nichte von Jimmy Choo's Frau, die früh in das Geschäft ihres Onkels eingestiegen war, ist als Kreativdirektorin mit kristallklarem Erfolgswillen die treibende Wachstumskraft – und bringt die Marke ins Gespräch und ins Geschäft.

Das ist schon die erste Überraschung. Denn Frauen sind selten in der Szene der High-End-High-Heels. Warum eigentlich haben da vor allem Männer wie Manolo Blahnik, Stuart Weitzman, Christian Louboutin, Giuseppe Zanotti, Sergio Rossi oder sein Sohn Gianvito Rossi ihren Auftritt? „Weiß ich auch nicht“, sagt Sandra Choi erfrischend direkt. Aber ihr fällt gleich ein Argument ein, warum es nicht so sein muss: „Wir Frauen sind sensibler.“

Ein bisschen Expertise schadet auch nicht. Bei ihr begann es als Kind. „Ich habe Mode immer geliebt.“ Mit 15 Jahren sah sie in einem Magazin John Galianos Modeschulen-Abschlusskollektion. „Ich erinnere mich noch an das dekonstruierte zweireihige Jackett. Da sagte ich zu mir selbst: So etwas will ich machen.“

Das Mädchen, das auf der Isle of Wight geboren wurde und nach einigen Jahren in



Auf dem Boden geblieben: Sandra Choi, die Nichte des Gründers, entwirft Jimmy Choo. Foto Frank Röh

Hongkong wieder dort lebte, musste also fort. Die Inseljahre waren wie eine Inkubationszeit für eine Pubertierende, die in die Welt hinaus wollte. Die britische „Vogue“ konnte man dort zwar kaufen, aber für eine Fünfzehnjährige war sie einfach zu teuer. „Man versucht natürlich, der Insel zu entfliehen“, sagt sie heute, etwas unpersönlich, damit es nicht tiefenpsychologisch wird. Für eskapistische Gedanken bot die Londoner Szene, in der vor drei Jahrzehnten John Galiano der junge Wilde war, die ideale Projektionsfläche.

Also studierte sie Mode an Central Saint Martins, wie John Galiano. Nebener arbeitete sie für ihren Onkel Jimmy Choo, der zwar nur eine Werkstatt im East End hatte, aber gute Jet-Set-Kunden wie Prinzessin Diana. Schon früh war sie auch an Architektur interessiert. Da ist es nur ein kleiner Schritt zu Schuhen, in denen gutes Design und stabile Konstruktion zusammenkommen müssen.

Das alles hätte nicht viel gebracht, wenn sie nur nett geblieben wäre. Der nächste Satz der Selbstbeschreibung fällt

denn auch deutlicher aus: „Ich bin ehrgeizig. Ich bin hungrig.“ Auf dem Weg zur Weltherrschaft stieg 2001 ihr Onkel aus, weil ein neuer Anteilseigner kam. Ihre einstige Partnerin Tamara Mellon ließ sich 2011 ausbezahlen, weil ein anderer Teilhaber kam. Sandra Choi, heute 47 Jahre alt und von alterslos strenger Schönheit, machte einfach immer weiter.

Aber Schuhe sind kein Selbstläufer. Die Margen im Accessoire-Geschäft sind gut, besser jedenfalls als in der Mode. Mit Schuhen ist es jedoch nicht so einfach wie mit Taschen, Schlüsselanhängern, Portemonnaies und anderen Kleinlederwaren: „Man hat verschiedene Absatzhöhen, Größen und Farben, und man ist abhängig vom Wetter“, sagt Pierre Denis, seit fast fünf Jahren Geschäftsführer der Marke. „Da muss man auf viele Dinge achten.“

Klagen müssen sie darüber nicht. Der Umsatz lag 2016 bei 364 Millionen Pfund und wächst weiter. Jimmy Choo führt schon mehr als 150 eigene Läden in aller Welt. In der Mode mögen einige Marken ins Schlingern geraten sein. Aber Schuhe laufen noch immer gut. Pierre Denis führt es auch darauf zurück, dass seine Ware erschwinglich sei: „Ein paar hundert Euro für Schuhe hat man immer noch.“

Jeder mag selbst entscheiden, ob Preise von rund 500 Pfund tragbar sind. Aber klar ist auch, dass die Schuhe dieses Unternehmens wegen der Post-Brexit-Wechselkurse dann doch wieder relativ günstig sind. „Wir verkaufen vor allem in Dollar“, sagt Denis, „daher ist die Schwäche des Pfund für uns nicht allzu schlimm.“

Der Erfolg der Marke lässt sich an China bemessen. Viele Luxusunternehmen erleben dort gerade schwere Zeiten und müssen Geschäfte schließen. Bei Jimmy Choo steht das Land schon auf Rang vier der Verkaufszahlen, nach den Vereinigten Staaten, Japan und Großbritannien. Ungefähr zehn neue Läden eröffnet Jimmy Choo pro Jahr, jeden dritten von ihnen in

China. Pierre Denis hat dafür zunächst eine recht simple Erklärung: „Der Markt sucht dauernd nach Neuem.“

Das kann es nicht gewesen sein. Und wirklich: Der 53 Jahre alte Manager, der seine Karriere im LVMH-Konzern begann und für Dior und die Dior-Parfums das Asien-Geschäft mit aufbaute, hat einen Trick zur Eroberung des chinesischen Marktes erfunden. Und das Schönste: Er teilt ihn mit uns, sogar gratis.

In China werden nur rund 20 westliche Filme pro Jahr zugelassen. Daher gibt es eine starke eigene Filmszene im Land. „Und nun nehmen wir das Rezept, das wir in Hollywood erfolgreich angewendet haben, und übertragen es auf China“, sagt Pierre Denis. Das heißt: Für Premieren und sonstige Auftritte werden chinesische Stars ausgestattet, die teils noch mehr Menschen begeistern als amerikanische. „China produziert die großen Filme, Südkorea viele Fernsehserien. Und da sind wir erfolgreich dabei mit eigenen Teams.“ An den Verkaufszahlen liest Pierre Denis dann ab, wie das Business wächst nach solchen Celebrity-Werbeaktionen.

Das heißt natürlich nicht, dass man in Hollywood nicht mehr dabei wäre: Scarlett Johansson trug im Februar bei den Oscars schwarze Stilettos, Modell „Maja“, Meryl Streep einen Plateauschuh mit beachtlichem 13-Zentimeter-Absatz, Anna Kendrick „Darilyn' d'Orsay“, Oprah Winfrey „Lottie“. Die Fernsehunterhalterin gestand aber in einem Interview, sie habe ihre Flip-Flops gesucht.

Auch das kann Sandra Choi mit einem Lächeln quittieren. Das Celebrity-Spiel beherrscht sie perfekt. So lud sie im März in Los Angeles gemeinsam mit dem „Hollywood Reporter“ zum „Most Powerful Stylists Dinner“ – und schloss noch engere Bande mit Stylisten wie Karla Welch, Kate Young oder Annie

Psaltiras, die Prominente mit neuer Ware eindecken – und auf diese Weise zu Stars hinter den Stars geworden sind.

Wie hält man nun den Laden am Laufen, außer mit Ehrgeiz, Beziehungen und guten Tricks? Zur Erweiterung des Geschäfts sind Taschen dazugekommen und andere Lederwaren. Am stärksten wächst das Segment Herrenschuhe; bald sollen sich die Männer einen zweistelligen Anteil am Umsatz erobern haben. Auch flache Schuhe sind um so wichtiger, je größer das Geschäft wird. Außerdem geht es natürlich seit einiger Zeit um den Großtrend Personalisierung, vulgo Customizing: Sandra Choi hängt Schmuck an die Schuhe, den man auch entfernen kann.

„Das ist Wahlfreiheit! Man kann so viel selbst gestalten wie nie zuvor“, sagt die Designerin, die ihre „ripped jeans“ mit einer Seidenbluse von Marques Almeida ausbalanciert und abends am liebsten Londoner Jung-Stars wie Peter Pilotto, Erdem oder Mary Katrantzou trägt. Weil sie nun zwanglos von Schmuck redet, dürfte der Fall klar sein: Diese Marke will die Frau von den Zehen bis zu den Ohrläppchen ausstatten.

Eine Fachfrau für alles ist nicht einmal sie. „Aber wenn ich mich in etwas hineinknie, will ich auch, dass es gut gemacht ist. Es muss Sinn haben. Da reicht es nicht, dass ich es gut finde.“ Und was die Experten angeht: „Ich weiß, wen ich anrufen muss. Und wenn Jimmy Choo anruft, dann bekommt man auch Antwort.“

Was für ein Gegensatz: Die Familie scheut die Öffentlichkeit, die Marke sucht sie. Da braucht es intelligente Mittler: Peter Harf kennt die große Richtung; Pierre Denis beackert die alten und vor allem die neuen Märkte; und Sandra Choi versteht nicht nur etwas von Schuhen, sondern, obwohl Designerin, auch von Zahlen. Und von Menschen sowieso. ◀

Den Weg zur großen Marke geht sie mit sicherem Schritt. Im vergangenen Sommer baute sie in Paris eine riesige Dinnertafel auf, um ihre Schuhe in Szene zu setzen. „Es sollte ein Fest für die Augen und fürs Gefühl sein“, sagte sie danach. „Jeder konsumiert. Ich wollte aber weg von der Information, hin zum Wow!“ Das ist ihr gelungen. Selten wurden auf einer Modepräsentation ohne Models so viele Bilder geschossen und gepostet. Preisschilder suchte man vergebens. Warum auch? Jedes Schuhmodell wurde im Kerzenschein zu einem Kunstwerk. „It's about fun.“ Sie selbst bestellte aber danach statt französischem Champagner englischen Tee.

Der nüchterne Blick aufs Geschäft verdankt sich vermutlich auch dem wichtigsten Anteilseigner. Ob man es glaubt oder nicht: Diese Marke gehört zu großen Teilen Deutschen! Ja, die Nation, die im Luxusgeschäft vor allem Pleiten hinlegt – sie hat Erfolg mit einer Marke, die in London sitzt, von einem malaysischen Schuhmacher gegründet wurde, von einem Franzosen geführt und von einer Chinesin sprechenden Britin entworfen wird. 30 Prozent des Unternehmens, das seit Oktober 2014 an der Londoner Börse gelistet ist, sind im Streubesitz. 70 Prozent gehören zu JAB, einer Finanzholding der Unternehmerfamilie Reimann. Einst kam die verschwiegene deutsche Dynastie mit Calgon und Clearasil zu Geld. Nun baut sie mit dem fast ebenso schweigsamen Mastermind Peter Harf eine Luxusgruppe auf, zu der auch der Parfumkanzer Coty und der Schuhhersteller Bally gehören.

Was für ein Gegensatz: Die Familie scheut die Öffentlichkeit, die Marke sucht sie. Da braucht es intelligente Mittler: Peter Harf kennt die große Richtung; Pierre Denis beackert die alten und vor allem die neuen Märkte; und Sandra Choi versteht nicht nur etwas von Schuhen, sondern, obwohl Designerin, auch von Zahlen. Und von Menschen sowieso. ◀

„Glamour lives on“, meint Sandra Choi. Die Modelle der Marke Jimmy Choo jedenfalls stehen für den schönen Schein.

# DIE CHOO MACHERIN

Hinter Jimmy Choo steht Sandra Choi. Und eine der wenigen deutschen Familien, die im Luxusgeschäft Erfolg haben.

Von Alfons Kaiser



Aus unzähligen Gründen lassen sich Frauen auf das Abenteuer der High-Heels ein. Eher Schmuck als ein Kleidungsstück, extravagant auch durch ihr strapaziöses Spiel mit der menschlichen Anatomie, irritieren sie mit einer ästhetischen Eleganz, die sogar die Zeiten zu überdauern vermag, in denen es vor allem darauf ankommt, sich wohlzufühlen. Nicht einmal der Birkenstock-Boom oder das Raffinement der Outdoor-Kleidung scheinen der anhaltenden Attraktion der hohen Absätze etwas anzuhängen. Unangefochten stehen sie über allen anderen Accessoires, ein Hohn auf das Gebot, die Füße zu schonen, eine Konkurrenz jenseits der Konkurrenz: strahlende Hüter des aufrechten Gangs.

Mehr noch: Im Lebensgefühl der Zeit, in der man jeder asketischen Anstrengung die Schwere nehmen und freudig über sich hinauswachsen soll, sind sie längst nicht mehr allein für die Außeralltäglichkeit reserviert, für die Feier einer ästhetischen Perfektion. Eine der herausragenden Prüfungen, denen sich die jugendlichen Kandidatinnen bei Heidi Klums „Germany's Next Top Model“ zu stellen haben, sieht das souveräne Schreiten in High-Heels vor. Kaum eine Heranwachsende, die sich nicht zum Einüben des sicheren Gehens in den Schonraum des eigenen Zimmers zurückzieht. Zum Abschlussball der Tanzstunde oder spätestens zur Zeugnisübergabe muss man prüfenden Blicken gewachsen sein. Im pubertären Selbstgefühl verpflichtend: der Katastrophe des ungelinkten Auftritts vorzubeugen.

Das hat mit dem Versprechen der High-Heels zu tun. Auf ihre Trägerin werden sich die Blicke richten. Und zwar nicht allein die der Männer, wie es noch die Werbung für gesundheitsbewusste Ernährung suggeriert, die den Auftritt einer Dame in High-Heels mit einer schwabbelig faltigen Bulldogge kontrastiert, die zwar treu, aber beim Treppensteigen auf Hilfe angewiesen ist. Der Clou, Mensch und Tier in ihrem Verhältnis zur Schwerkraft gegenüberzustellen, liefert den Schlüssel zu einer Deutung, die all die üblichen Klischees vom Weiblichen hinter sich lässt. Es geht um das suggestive Versprechen, das in der Entrücktheit liegt. Die Person geht in die Sphäre der Erhabenheit ein. Das Exzentrische ist mit der Vertikale und dem aufrechten Gang angelegt und erfährt durch High-Heels eine markante Streckung.

„Der Körper ist das erste und natürlichste Instrument des Menschen. Oder genauer gesagt, ohne von einem Instrument zu sprechen, das erste und natürlichste technische Objekt und gleichzeitig technische Mittel des Menschen ist sein Körper“, so die berühmte Formulierung des Anthropologen Marcel Mauss, der als eine der ersten Ausdrucksformen das Gehen für die Gegenstandswelt der Geisteswissenschaften reklamiert hat. High-Heels zu tragen will gelernt sein. Es impliziert die Bereitschaft, das Stehen und Gehen zu einer Zeremonie zu machen. Wenn das Tragen aufwändig und schmerzhaft ist, wenn Ballen und Fußgelenke unnatürlich belastet sind, als gelte es, mit der artifiziellen Schrumpfung des Bodenkontakts die These vom Menschen als Mängelwesen zu veranschaulichen, dann stellt sich die Frage: Wem wird das Opfer des Schmerzes gebracht?

Die Patientin, gespielt von Helena Bonham Carter, die sich in Roman Polanskis grandiosem Zwei-Minuten-Clip „Therapy“ auf die Couch des Analytikers legt, entledigt sich zuvor und zuallererst ihrer High-Heels. Dank glänzend spitzen Schuhs wird die Trägerin in die schlanke Gestalt transzendiert. All der Aufwand ermöglicht eine Selbstdarstellung, in der die Person ins Unerreichbare stilisiert wird. Die Unerreichbarkeit kokettiert mit dem Komplement, gefährdet zu sein, und zwar in den Nuancen der Koketterie, die Georg Simmel unterscheidet: schmeichlerisch, verächtlich oder auch provokant.

Überflüssig erscheint die Frage, ob dergleichen Symbolgehalt intentional verfügbar ist oder gar strategisch gezielt bei der Kaufentscheidung wirksam wird. Denn in der Gegenwartsgesellschaft hat sich das magische Denken allein auf den Konsum zurückgezogen. Beim Kauf von Klamotten hat es das rationale Kalkül schwer. Niemand will sich durchs Kalkü-

# ERHABEN ENTRÜCKT

High-Heels sind ein Abenteuer,  
ein Versprechen – und ein Sinnbild  
weiblicher Autonomieansprüche.

In der perfekten Balance  
vollendet sich die Idee  
gelungener Selbstbeherrschung.

Von Tilman Allert

ren die Laune verderben lassen, nicht einmal durch das Vergleichen der Preise. Besonders der Schuhkauf gefällt als ein Fest der launischen Selbstinszenierung und der Spontanität. Damit können diejenigen Bände füllen, die beim Anprobieren oder bei ersten Gehversuchen behilflich sind.

Zweifellos wird mit den High-Heels die Idee eines flüchtigen Reizes bedient. Aber greift die allfällige Deutung, dass mit der suggestiven Wahrnehmungstäuschung, nach der die Beine länger werden, der Fuß dagegen kleiner, die erotische Attraktion erhöht wird? Oder fällt man nicht subtil auf ein Klischee zurück, wenn man annimmt, dass durch den balancierenden Gang sämtliche Konnotationen des Gebücktseins ausgeschlossen sind, dass Brust und Gesäß betont werden und überhaupt der Rhythmus der gesamten Körperkultur sich verändert?

Solche Wirkungszusammenhänge sollte man nicht à la Roland Barthes als Rationalisierungen des Modischen abtun. Denn was für die menschliche Kleidung allgemein gilt, gibt auch bei High-Heels den Ausschlag: die kommunikative Wirkung, das Vergnügen am Überstieg, der versinnbildlichte Aufstieg. Man weitet den Blick, um in verborgene Horizonte vorzustoßen, die eigentlich den Großen vorbehalten sind. Auf Zehenspitzen stehen, die elementare Geste der Streckung: Täglich bemühen Kinder sich rührend, die Einschränkung durch die faktische Größe zu überwinden. Der Körper übersteigt seine Begrenztheit. Darin liegt ästhetischer Reiz, ausgelöst durch riskante Bewegungen, die mittels eingübter Kontrolle gelingen und somit einer eindrucksvollen Demonstration von Unabhängigkeit gleichkommen. Die Autonomie gelingt gegen die leibliche Schwerfälligkeit und die Gesetze der Schwerkraft und bestätigt sich in der Beherrschung.

Das Geheimnis ist es, enthoben zu wirken im souverän bewältigten Zustand gleichzeitiger Hilfsbedürftigkeit. Wenn es François Truffaut in „Der Mann, der die Frauen liebte“ meisterhaft in Szene setzt, erschöpft er sich hingegen nicht in der Geschichte einer männlichen Erotomanie. Noch das legendäre Gedicht von Charles Baudelaire, die Hymne des Flaneurs „A une passante“, das der Vorübergehenden huldigt, „une femme passage, longue, mince, avec sa jambe de statue“, enthält mehr als die Lesart von der verpassten Chance einer Begegnung. Was den Blick betört, ist vielmehr die Ausdruckskraft einer vollendeten Gestalt. Gar nicht abwegig wäre es zu fragen, ob High-Heels nicht eher für das Stehen statt für das Gehen gedacht sind.

„Die langsame Bewegung ist ihrem Wesen nach hoheitsvoll“, heißt es bei Honoré de Balzac. Ob die Langsamkeit notwendige Bedingung für den Statussprung in die Erhabenheit sein kann, mag man bezweifeln. Aber das Schreiten, das Sicherheit andeutet und dennoch ins Artistische gesteigert ist, liefert einen Schlüssel zum Verständnis. High-Heels zu tragen verlangt eine Balance. Sie lässt die Person demonstrativ fragil erscheinen und bringt gleichzeitig den Impuls zum Verstummen, zu Hilfe zu eilen und den Sturz aufzufangen.

Die Spannung wird noch dadurch gesteigert, dass die Gehende just in der Balance ihre Eigenständigkeit beweist und dabei jede Idee einer Dressur oder eines sportlichen Trainings hinter sich lässt. Stilvoll sind High-Heels, wenn hoheitsvolle Gestalt und ideales Auftreten zusammenspielen. Sogar die Konkurrenz der Geschlechter lässt man hinter sich. Vielmehr gelangt die Idee gelungener Selbstbeherrschung zur Vollendung. Es geht um das ästhetisch sublimierte Vermögen, unwillkürliche Bewegungsabläufe des Körpers mit erlernten zu koordinieren. Die Balance zu halten, die Schwere zu überwinden, demonstrativ erhaben zu sein, das ist ein Fest fürs Selbstgefühl. So lässt sich verstehen, weshalb das Tragen von High-Heels Sinnbild weiblicher Autonomieansprüche ist.

Man sollte aber am Boden bleiben: Gewiss ist die Begeisterung für die Anmut des menschlichen Gangs nicht ans Artefakt gebunden. Dem jungen Archäologen Norbert Hanold in Artur Jensens Roman „Gradiva“ werden, wie Sigmund Freud gezeigt hat, die Sinne schon verwirrt, als er auf einem Relief des Gangs der Schreitenden gewahrt wird, „ein Fuß auf dem Boden, der andere berührt ihn nur mit den Zehenspitzen, während Ferse und Sohle sich fast senkrecht emporheben“, woraufhin die Affekte früher Verliebtheit aufscheinen. Die Dame, deren graziöser Gang Material für die Traumarbeit liefert, ist barfuß unterwegs. Geht auch. ◀

PHOTO: BETTY





# LUST UND LAST

Händler in Hanoi  
aufzunehmen ist nicht so  
leicht. Unsere Fotografin hat  
es geschafft – von oben.

Fotos Loes Heerink

**H**anoi ist eine laute Stadt mit unendlich vielen Menschen. Loes Heerink hatte sich zwar daran gewöhnt, schließlich wohnte sie insgesamt vier Jahre lang in der vietnamesischen Hauptstadt; und sie stammt aus den Niederlanden, einem der am dichtesten besiedelten Länder Europas. Aber irgendwann wollte sie die Umgebung aus ihren Fotos verbannen und sich auf einzelne Motive konzentrieren. Wie sollte sie das machen auf den Märkten, wo sie von Farben und Gerüchen überwältigt war und wurde?

Sie suchte sich, wie jeder gute Fotograf, eine neue Perspektive, stellte sich auf eine Brücke, schaute hinunter und machte Fotos von den Händlern, die am Morgen mit dem Fahrrad ihre Blumen, ihr Obst und ihr Gemüse zum Markt bringen.

Hanoi war immer noch eine laute Stadt mit unendlich vielen Menschen, besonders am Morgen auf den Straßen, die zu den Märkten führen. Aber Loes Heerink, die als Reisefotografin arbeitet, hatte nun ihren besonderen Blick auf diese Welt.

Am Beginn der Serie stand eine Fehleinschätzung: Sie selbst erkannte gar nicht die dokumentarisch-poetische Qualität ihrer Aufnahmen, bis eine Freundin bei Durchsicht der Hanoi-Fotos sagte: „Dieses Bild würde ich mir an die Wand hängen.“

So entdeckte auch Loes Heerink den Reiz der Händler, die das Obst und die Blumen und das Gemüse sorgsam in ihre Körbe gepackt haben. Wie bei allen guten Fotos ist mehr darauf zu sehen als das, was man auf den ersten Blick sieht – nämlich eine Welt, in der sich menschliche Tätigkeiten, das Grundbedürfnis nach Essen und der ästhetische Reiz von Farben und Ordnungssystemen zusammentun.

Die Bilder, die wir auf diesen Seiten veröffentlichen, sind nicht nur das Abbild einer Kultur, die sich direkt aus der Landwirtschaft speist. Sie sind auch eine Antithese zu all den Fotos der „Foodies“, die auf Instagram für unglaubliche Klickzahlen sorgen. Hier wird nicht das raffinierte Essen verherrlicht. Hier geht es um die ertümlichen Mühen, die Bauern und Händler auf sich nehmen, wenn sie ihre Produkte anbauen, ernten, säubern, packen, über weite Strecken transportieren und am Ende in der Stadt verkaufen: Lebensmittel im Naturzustand.

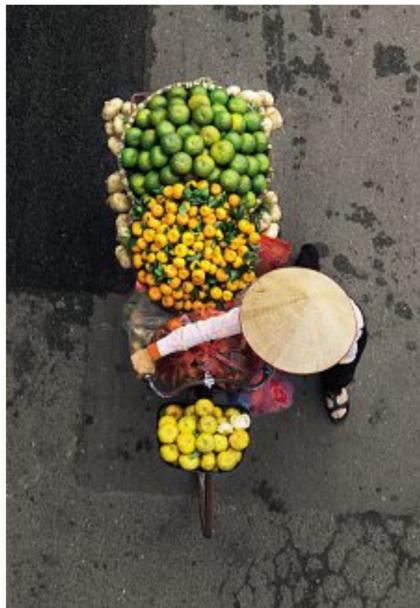
Loes Heerink, die aus der 22.000-Einwohner-Gemeinde Losser an der deutschen Grenze stammt (in der Nähe von Gronau), weiß als Niederländerin, was Fahrräder bedeuten. „Als Kind habe ich geklagt, wenn ich für meine Mutter Gemüse auf dem Fahrrad transportieren sollte“, sagt sie. Daher kann sie die Arbeit der vietnamesischen Händler gut einschätzen: „Deren Fahrräder sind unfassbar schwer.“ Einige der Händler fahren auch gar nicht mit den voll beladenen Fahrrädern, sondern schieben sie vorsichtig in Richtung Stadt, oft mehr als zehn Kilometer weit.

Die 28 Jahre alte Fotografin verfolgt bei ihrer Arbeit in aller Welt ein einfaches Prinzip: „Ich fotografiere gerne Dinge, von denen ich glaube, dass sie missverstanden oder unterschätzt werden. Und ich muss es schön finden.“ In Hanoi trifft das alles zu. Für ihre Serie „Vendors from above“, die bald als Buch erscheinen soll (noch können sich Verlage bewerben), ist sie Ende März abermals ins Flugzeug gestiegen. Wenn dieses Heft erscheint, steht sie wieder auf der Brücke, die ihr – und uns – einen neuen Blick auf eine fremde Kultur geschenkt hat. (kai.)





LUST  
UND  
LAST



# EUROPA IST EINE FRAU

Sie klagt gegen die Brexit-Entscheidung. Daher wird Gina Miller in Großbritannien beschimpft und bedroht. Warum macht sie trotzdem weiter? Ein Treffen in London.

Von Jennifer Wiebking



Die Fake-News zuerst: Die „Daily Mail“ schreibt, Gina Miller habe ihr Internat Roedean vor gut 40 Jahren fluchtartig verlassen, nachdem sie schwer gemobbt worden sei. Die „Sun“ schreibt, Gina Miller habe das Mädchen-Internat Roedean besucht. Die „BBC“ schreibt, ihre Eltern hätten sie damals im Alter von zehn Jahren nach Roedean geschickt. Im deutschen Wikipedia-Eintrag über Gina Miller ist von Roedean die Rede. Gina Miller sagt: „Ich war nie in Roedean.“

Sie sitzt jetzt schon seit einer guten halben Stunde in einem Keller-Konferenzraum des Londoner Büros der Investmentfirma, die sie zusammen mit ihrem Mann Alan Miller führt, und erzählt. Aber diese Information, bei der es eigentlich nur um den Namen einer Privatschule geht, die sie mal besucht haben soll oder eben auch nicht, ist trotzdem eine der wichtigeren über diese Frau. „Die ‚Daily Mail‘ hat damit angefangen“, sagt Gina Miller. Es sei keine Ungenauigkeit in der Presse gewesen, ein Fehler, der passieren kann, wenn jemand unter dem Druck des Redaktionsschlusses so schnell wie möglich Informationen über eine Person zusammensuchen muss, die gestern noch unbekannt war. Die Sache mit Roedean soll Absicht gewesen sein. „Sie brauchten ein Internat, das zum Klischee der Elite passte, eine schicke Schule.“ Eine, die in Großbritannien zudem so berühmt wie berüchtigt dafür ist, dass sich die Mädchen dort gegenseitig nicht gerade mit Samthandschuhen anfassen. Nachdem die „Daily Mail“ die Fake-News in die Welt gesetzt und ins Internet geschrieben hatte, machte die Nachricht die Runde – bis heute, wenn von Gina Miller die Rede ist.

Die Wahrheit ist: Gina Miller, in Guyana geboren und dort bis zu ihrem zehnten Lebensjahr aufgewachsen, ist von ihren Eltern tatsächlich damals auf ein Internat in Großbritannien geschickt worden. Sie hat sich Roedean auch beim Auswählen der richtigen Schule angeschaut. „Für mich sah das aber wie ein Gefängnis aus, da wäre ich niemals hingegangen. Ich war auf einer Schule in Eastbourne, Moira House, sehr klein, familiär, eine ganz andere Umgangskultur.“ Und weithin unbekannt – also ein bisschen uninteressanter, wenn es darum geht, eine Person möglichst scharf für einen Leser mit unverrückbarem Weltbild zu

umreißen. Ach ja, nur am Rande: Gina Miller wurde auch nicht gemobbt. „Klar, Mädchen, die gegenseitig sticheln. Aber die gibt es überall“, sagt Miller. „Was diese Zeitung damit sagen wollte: Ich habe so ungefähr 40 Jahre gewartet, um mich jetzt an den bösen weißen Mädchen zu rächen. Ja, ja, ganz bestimmt.“

In Großbritannien gibt es jetzt ziemlich viele Menschen, nicht nur weiße Mädchen, die meinen, Gina Miller wolle sich an ihnen rächen. Sie nehmen ihre Entscheidung, gegen das Brexit-Votum vom vergangenen Juni anzugehen, persönlich. Und zwar so persönlich, dass sie die Frau aus Guyana, die seit mehr als 30 Jahren britische Staatsbürgerin ist, nicht nur mobben, sondern ernsthaft mit dem Tode bedrohen. Wer zu ihr gelangen will, weil er einen Termin hat, muss erst an der netten Rezeptionistin am Empfang der Londoner Investmentfirma vorbei, im schicksten Teil von Knightsbridge. Hier regiert nicht die sogenannte Elite, hier ist das obere Prozent davon tätig. Gina Miller verspätet sich an diesem sonnigen Vormittag. In der Sofaecke im Flur sitzt eine Gruppe Mitarbeiter der Firma, die über ihre Handelsstrategien vor dem Hintergrund von Donald Trumps möglichen nächsten und übernächsten Schritten diskutiert. Auf dem Boden ist schwerer Teppich ausgelegt, typisch englisch. Die Wände sind mit Stuck besetzt.

Dann kommt Gina Miller über die Kellertreppe hoch, weißer Blazer, dazu Nadelstreifen, Handy am Ohr, legt auf und führt in den Konferenzraum. Sie sieht schmaler aus als auf den Bildern, die von ihr kursieren, auf jenen Fotos, die sie zum Beispiel vor dem Obersten Gerichtshof Ende Januar zeigen, als ihr recht gegeben wurde. Als sie von einem „Sieg der Demokratie“ sprach in Bezug auf ihre Klage, das Inkraftsetzen von Artikel 50 des EU-Vertrags erfordere die Zustimmung des britischen Parlaments.

Das britische Unterhaus stimmte dann für den Gesetzentwurf der Regierung, und Gina Miller appellierte an das britische Oberhaus. „In ihrem besten Interesse müssten die Lords für eine Abänderung votieren. Wir haben gerade eine Website lanciert.“ Gina Miller zieht ihren Laptop heran: *Campaign Action Alert*. „Wir sammeln jetzt Unterschriften.“ Gina Miller, soviel ist klar, wird auch noch weiterkämpfen, obwohl die Lords grünes Licht für das Brexit-Gesetz gegeben haben.

Denn ihre Zeit ist gekommen. In elf Tagen wird sie 52 Jahre alt. Sie hatte ihre Familie vor knapp zwei Jahren zu ihrem fünfzigsten Geburtstag informiert, in den kommenden zehn Jahren gegen alles angehen zu wollen, was ihr nicht passt. Als Erstes war ihre eigene Branche an der Reihe, die Finanzindustrie. Gina Miller forderte mehr Transparenz in der Londoner City – und hatte fortan den Kosenamen „Schwarze Witwe“ weg.

Dann kam das Referendum, und sie hatte ihren Fall. „Es war im Juni vergangenen Jahres herzerreißend, nicht weil die einen gewonnen und die anderen verloren haben, sondern weil einfach kein Plan da war.“ Seitdem ist es nicht besser geworden. „Jeder hat Angst, etwas zu sagen. Sobald man sich öffentlich gegen die Entscheidung positioniert, muss man riskieren, als Elite hingestellt zu werden, als Besserwisser oder sonstwie Negatives. Und man riskiert, von gewissen Teilen der Presse zerstört zu werden.“ Siehe Roedean. Siehe überhaupt Gina Millers Leben.

Sie bekommt die volle Dosis an Beschuldigungen und Beleidigungen ab. Es mag noch zwei weitere Klagen gegen die Brexit-Entscheidung gegeben haben. Aber vor Gericht bekamen die drei Fälle eine gemeinsame Anhörung, und Gina Miller wurde zufällig zur Hauptklägerin gemacht. Sie sei eine „Volksverräterin“, eine „arrogante Schlampe“, hieß es dann. Es gibt Stimmen im Internet, die forderten, man solle sie vergewaltigen, erschießen, erhängen.

Gina Miller lässt sich davon nicht einschüchtern. Ganz im Gegenteil. „Ich glaube, es gibt zwei Sorten Menschen.



„Sieg der Demokratie“: Gina Miller im Januar in London

Die einen geben sich recht schnell geschlagen, die anderen machen weiter. Mich machen solche Erfahrungen nur stärker.“ Die Narben, die sie davongetragen hat, sind ihre mentale Rüstung. Um ihre physische Sicherheit kümmert sich jetzt die Polizei. Gina Miller hat Personenschutz, darf keine U-Bahn mehr betreten, ihr Haus ist mit einem komplexen Alarmsystem und Panik-Knöpfen ausgestattet. Zwei Festnahmen gab es schon, „eine dritte wird wohl bald folgen“. Was über sie im Internet steht, registriert und bewertet ein Team von Experten. „Ich schaue mir nichts mehr online an.“ Warum die Narben extra strapazieren?

„Die amerikanischen Organisationen hinter den sozialen Netzwerken sind ein echtes Problem“, sagt sie. „Natürlich bekomme ich auch Briefe und Anrufe. Aber die sozialen Netzwerke geben den Menschen die Möglichkeit, gesichtslose Angreifer zu sein. Die Anonymität heizt ihren Hass nur noch an.“

Gina Miller hat deshalb ein besonderes Problem mit Mark Zuckerberg, dem Gründer und Chef von Facebook. „Erinnern Sie sich noch daran, als er neulich verkündete, er wolle alle Krankheiten auf der Welt heilen? Eine große Show. Ich dachte mir nur: Schau erst mal, was in deinem eigenen Hinterhof mies läuft. Das Schlimmste, was da jemand geschrieben hat, war, dass er meinen Mann und die Kinder vor meinen Augen umbringen und mich anschließend bei lebendigem Leib verbrennen würde.“ Dabei hat Gina Miller doch nur Klage gegen die Brexit-Entscheidung erhoben, keine Straftat begangen.

Von einem Verbleib Großbritanniens in der EU, sagt sie, habe sie keine finanziellen Vorteile. „Meine Geschäfte sind hier verwurzelt, es geht nicht um geschäftliche Interessen.“ Was sie antreibt, sich das alles zuzumuten, ist aber durchaus auf ihre Vergangenheit zurückzuführen. Nur eben nicht auf jene des angeblichen Mobbing an einer teuren Privatschule, die sie angeblich besucht hat.

Gina Miller wurde 1965 geboren, ein Jahr bevor Guyana unabhängig wurde vom Vereinigten Königreich. „Mein Vater war damals ein junger Mitarbeiter der Generalstaatsanwaltschaft und setzte sich für parlamentarische Strukturen ein. Es gab viele Beispiele von Ländern, in denen die Briten einfach gegangen waren und einem Diktator die Möglichkeit gaben zu übernehmen.“

„Jeder hat Angst, etwas zu sagen“: Gina Miller, die eine politische Entscheidung anfecht, lässt sich von der teils feindseligen Stimmung nicht einschüchtern.

Die Unruhen waren gerade vorbei. „Es ging darin um Menschen eines Volkes, die sich gegenseitig hassten. Dörfer wurden abgebrannt. Die Angehörigen der vier großen ethnischen Gruppen brachten sich gegenseitig um. Es ging um Rasse, Volkszugehörigkeit, Kultur. All das sehe ich jetzt hier in den Anfängen. Diese Samen werden jetzt in unserer Gesellschaft gesät.“

Als sie zehn Jahre alt war, schickten die Eltern sie und ihre Geschwister nach Großbritannien aufs Internat. „Mein Vater sah, dass es der beste mögliche Ausbildungs-ort für seine Kinder war.“ Nur zu den Sommerferien konnte das Mädchen nach Hause fliegen. Die Eltern gehörten in Guyana zwar zu den Bessergestellten, im internationalen Vergleich aber bedeutete die Ausbildung auf der Privatschule für sie einen finanziellen Kraftakt.

Als Gina Miller 14 Jahre alt war, fiel der Guyana-Dollar so stark, dass die Eltern das Internat nicht mehr bezahlen konnten. Mit ihrem älteren Bruder mietete sie sich in einer Wohnung in Eastbourne ein und war von nun an Tages-schülerin – und Zimmermädchen. Ein Nebenjob im Hotel, um über die Runden zu kommen. Ihrem Arbeitgeber spielte sie vor, sie sei 16, der Schule erzählte sie, ihre Eltern würden mit in der Wohnung leben.

„Wir mussten über Nacht erwachsen werden. Ich kaufte mir sogar Erwachsenenkleidung und die höchsten hohen Schuhe, in denen ich gerade noch so laufen konnte.“ Wegen der Nachbarn. „Darin verließ ich morgens die Wohnung, machte auf halbem Weg an einer Tankstelle halt und wechselte auf der Toilette in meine Schuluniform.“ Am Nachmittag das gleiche Spiel: Schuluniform gegen Erwachsenenkleider, damit niemand skeptisch werden konnte. „An der Schule wusste keiner davon. Ich hatte zwar Freunde, aber ich brachte sie nie mit nach Hause. Ich ging immer mit zu ihnen und genoss es, dort von einem Erwachsenen bekocht zu werden. Eine Mutter, ein Vater, das war wunderbar.“ Von ihrem 16. Geburtstag an musste sie ihr Leben nicht mehr verstecken.

Sie arbeitete nach dem Abitur als Model, studierte Jura, Marketing und Personalmanagement. Mit Anfang 20 wurde sie Mutter. Bei der Geburt gab es Komplikationen, ihre älteste Tochter ist schwerbehindert. Gina Miller ist nun zum dritten Mal verheiratet. Mit ihrem Ehemann Alan Miller, einem Hedgefonds-Manager, gründete sie die Investmentfirma SCM Private. Ihr Vermögen soll 30 Millionen Pfund betragen. Das Paar hat zwei weitere Kinder, zehn und elf Jahre alt.

Was muss passieren, damit sie mit ihnen das Land verlässt? „Wenn jemand die Adresse meines Hauses herausfinden würde. Ich fühle mich bislang sicher, aber das würde alles ändern.“ Mit ihrem Mann habe sie schon darüber gesprochen. Man sollte sich das klarmachen: Gina Miller müsste dann mit ihrer Familie flüchten – aus Großbritannien, weil sie sich dort nicht mehr sicher fühlt. Der Gedanke zeigt, wie schnell ein Umfeld der Angst entstehen kann.

Eigentlich ging es in ihrer Klage um eine politische Entscheidung. Nun ist allerdings die Gemütslage extrem rechts gerichteter Gruppen das eigentliche Problem. „Die Stimmung macht mir große Sorgen. Ich glaube, sie beschädigt unsere Gesellschaft noch nachhaltiger als die Fakten. Wenn die Menschen merken, dass sie ungestraft mit solchen Drohungen davonkommen, dass gewisse Teile der Medien sie sogar unterstützen und gewisse Politiker sie anfeuern, dann steuern wir einer sehr ungewissen Zukunft entgegen.“

Es würde ihr das Herz brechen, das Land zu verlassen, ausgerechnet Großbritannien, das für ihren Vater das große Vorbild einer Nation war. „Wir brauchen einen Deckel für diese Art von Hass. Die Leute sagen, es sei die Büchse der Pandora, die geöffnet wurde. Aber auf dem Grund der Büchse der Pandora ist Hoffnung. Daran glaube ich. Schlimme Dinge passieren, wenn sich die guten Menschen nicht melden.“

Gina Miller bringt einen nach dem Gespräch an diesem Vormittag im Keller-Konferenzraum nicht zur Tür. Sie steht kurz auf, schüttelt die Hand und vergräbt sich wieder hinter ihrem Laptop. Sie hat zu tun. ◀

MYSTÈRE  
Das Geheimnis edler Steine



HOFACKER



HOFACKER GmbH | Koblenz - Trier  
Koblenz 0261 12202 | Trier 0651 9120977  
www.goldschmiede-hofacker.de



**1893**

Handarbeit und kreative Ideen prägen die Geschichte Pforzheims. Die Gründung der Schmuckmanufaktur Wellendorff durch Ernst Alexander Wellendorff, 1893, markiert einen weiteren Meilenstein auf dem Weg zur wichtigsten deutschen Schmuckstadt.

# 250 JAHRE GOLDENE ZEITEN

Pforzheim feiert dieses Jahr den 250. Geburtstag der Schmuck- und Uhrenindustrie!

Seit Gründung der ersten Manufaktur im Jahr 1767 ist Pforzheim die Heimatstadt der deutschen Uhren- und Schmuckindustrie. Bis heute werden in der Goldstadt etwa 80 Prozent der deutschen Schmuckwaren produziert. Eine einzigartige Erfolgsgeschichte, die die deutsche Schmuckmetropole in diesem Jahr ausgiebig feiert – mit zahlreichen Ausstellungen, Messen, Veranstaltungen und natürlich extra angefertigten Jubiläumsstücken.



**1961**

Das **Reuchlinhaus** wird eröffnet. Ein Kulturzentrum im Stadtgarten von Pforzheim, das auch das weltweit einzigartige Schmuckmuseum mit über 2.000 Exponaten beherbergt.

**1912**

Erstmals in Pforzheim wurden Schmuckstücke mit Edelmetallen unter dem Namen Weißgold gefertigt. Heute ist Weißgold eines der beliebtesten Metalle, da es durch seine Weichheit viel kreative Freiheit erlaubt.

Ring in Weißgold von Juwelier Diemer

**1767**

Markgraf Karl Friedrich erteilte die Erlaubnis, in Pforzheim eine Taschenuhr- und Silberwarenmanufaktur zu errichten. Der Startschuss für 250 Jahre goldene Zeiten.

**2005**

Europas größtes Schmuck- und Uhrenhaus öffnet seine Türen. Einkaufen, erleben, genießen – ein Besuch der Schmuckwelten belohnt mit vielen Eindrücken und Attraktionen. Eine exklusive Auswahl auch internationaler Schmuckmarken präsentiert sich dort in dem beeindruckenden Flagship-Geschäft Juwelier Leicht.



**2017**

Eine Stadt im Goldrausch. Fast 300 Veranstaltungen finden zum 250. Geburtstag statt. Die Eröffnungsgala feiert Pforzheim am 12./13. Mai mit einer 270-Grad-Multivisions-Show, die vom Ensemble „xenorama“ realisiert wird und die Themen Schmuck, Uhren, Design und Innovation auf spektakuläre Weise im Raum sichtbar macht. Zusätzliches Highlight am ersten Abend: der Startenor José Carreras.



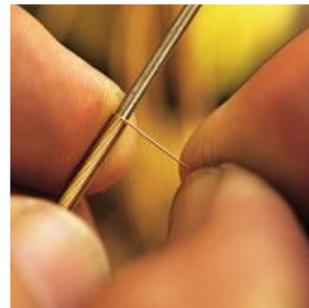
Seide aus Gold. Jede Marke braucht ein unverwechselbares Schmuckstück. Bei Wellendorff ist es seit 40 Jahren die geschmeidige Wellendorff-Kordel.

## WAHRE WERTE SEIT 1893

Höchste Perfektion, Präzision, Handwerkskunst und Liebe zum Detail. Feinste Goldschmiedekunst ist in Pforzheim zu Hause und ein Synonym für die Schmuckmanufaktur Wellendorff. Als Familienbetrieb bereits in der vierten Generation wird der Leitgedanke ihres Gründers Ernst Alexander Wellendorff immer noch befolgt. „Nimm von allem nur das Beste, Gold und Diamanten, die besten Goldschmiede, die besten Werkzeuge, und du erschaffst den besten Schmuck für die feinsten Schmuckliebhaber der Welt.“ So entstanden über Generationen zahlreiche kleine Meisterwerke, die nicht nur Königshäuser und Adel begeisterten.



Eine Hommage an ihre Heimatstadt. Den Jahrestag 2017 widmet Wellendorff der Goldstadt Pforzheim.



Goldschmiedekunst in Perfektion.



Die legendäre Wellendorff-Kordel entsteht.



Anschmiegsam, sanft und weich wie Seide.

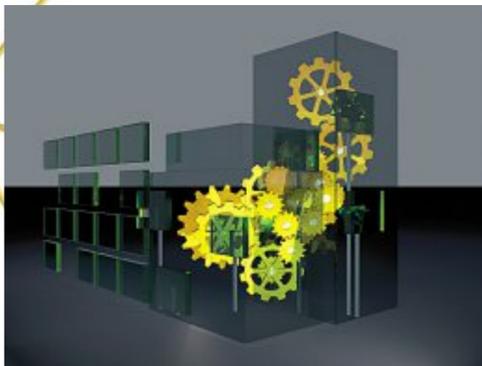
Seit 1977 gibt es die Wellendorff-Kordel, eine ganz besondere Art, 18-Karat-Gold zu bearbeiten, damit es sich wie Seide auf der Haut anfühlt. Vielleicht das einzige Schmuckstück auf der Welt, das man mit geschlossenen Augen erkennen kann. Und ein Stück Familiengeschichte. Denn Hanspeter Wellendorff fertigte die erste Kordel für seine Frau Eva, um ihr den Wunsch nach einem seidenweichen Collier zu erfüllen. Die Kordel fühlt sich auf der Haut weicher und anschmiegsamer an als anderer Schmuck. Das macht sie wiedererkennbar und als Klassiker seit nunmehr 40 Jahren jeden Tag tragbar. Ihrer Heimatstadt widmet Wellendorff zum 250. Geburtstag der Uhren- und Schmuckindustrie einen eigens kreierten exklusiven Ring, der nur im Jubiläumsjahr 2017 erhältlich ist. Als Hommage an die Erfindung des Weißgolds in Pforzheim ist der Ring aus 18 Karat Weißgold gefertigt, und auch Elemente

des Jugendstils, der Epoche zur Gründungszeit der Marke, finden sich in aufwendig gravierten Blütenornamenten wieder. Mit jedem samtweichen Dreh des Innenrings wird so die Geschichte vom Aufbruch und von der Blüte Pforzheims erzählt. Durch die spezielle Wellendorff-Kaltemaille entstehen die seit 1993 für die kreative Goldschmiedekunst charakteristischen Farbzentene. Hier in luftigem Blau, einer der Lieblingsfarben des Jugendstils. Ein ganz besonderes Geheimnis verbirgt sich außerdem im Inneren: Auf der Innenseite der Ringschiene findet sich die Gravur „Goldstadt 250“ als Erinnerung an die 250-jährige Schmuck- und Uhrentradition der Goldstadt im Jahr 2017 wieder. Die Außenseite ziert zudem das einzigartige Brillant-W, ein in 18 Karat Gold gefasster Vollschliffbrillant, der seit 1970 jedes einzelne Juwel aus dem Familienunternehmen signiert. Das wohl exklusivste Markenzeichen der Welt.

FOTOS: SCHMUCKMUSEUM PFORZHEIM, FOTO WINFRIED REINHARDT, VISUALISIERUNG „XENORAMA“



Uhrmacherlehrlinge erlernen das feine Handwerk in der Heimatstadt der Uhren- und Schmuckindustrie.



Ein Lichterfest unter der Regie von Alexander Stubic entsteht auf den Fassaden von Industriehaus und Schmuckwelten.



Höhepunkt der Festivalsaison zu 250 Jahre Pforzheim – das Theater Titanic inszeniert ein großes Spektakel in der Innenstadt.



Das Kammerorchester Pforzheim spielt sich durch die Musikgeschichte der letzten 250 Jahre.



Jasmina Joy liebt die Extravaganz und Pforzheim ihre Entwürfe.

# JUWELIER LEICHT – GLANZVOLLER NAME AUS DER GOLDSTADT

Liebhavern anspruchsvoller Schmuckstücke und feiner Uhren ist der Name **Juwelier Leicht** seit über 50 Jahren ein Begriff. So ist der einzige aus der Goldstadt stammende Juwelier mit zehn exklusiven Standorten in ganz Deutschland präsent und berühmt für seine eleganten Designs. Im preisgekrönten hauseigenen Atelier entstehen Einzelstücke für höchste Ansprüche. Dabei werden seltene Edelsteine, kostbare Perlen und natürlich feinste Diamanten verwendet. „Juwelen sollten so einzigartig sein, wie die Frau die sie trägt,“ ist das Motto von Inhaber Georg Leicht, der mit seiner Frau Silke persönlich die künstlerische Handschrift des Unternehmens prägt. Ob beim SemperOpernball in Dresden, an den schönsten Standorten



Deutschlands oder auf hoher See an Bord der MS Deutschland: Die Juwelen aus dem Hause Leicht begeistern mit Esprit, Eleganz und feinem Understatement. Für das Jubiläum seiner Heimatstadt hat Juwelier Leicht gemeinsam mit den Pforzheimer Weltmarken CHOPARD und WELLEN-DORFF sowie VICTOR MAYER und LEO WITTWER einige limitierte Jubiläumsschmuckstücke gestaltet, die exklusiv bei Juwelier Leicht erhältlich sind. Auskünfte erhalten Sie bei Juwelier Leicht unter 07231 1299-0 oder unter [www.juwelier-leicht.de](http://www.juwelier-leicht.de).



**GERHARD BARAL, GESAMTKOORDINATOR DES GOLDSTADT-JUBILÄUMS:** „Pforzheim feiert sein glanzvolles Jubiläum mit einer fulminanten Gala und spektakulären Aktionen. Ein Besuch lohnt sich in jedem Fall. Darüber hinaus freut es mich besonders, dass die berühmten Luxushersteller aus Pforzheim wie CHOPARD, WELLENDORFF oder Juwelier Leicht speziell zum Jubiläum einige Sondereditionen aufgelegt haben, welche die Designkompetenz der Goldstadt dokumentieren und gleichzeitig Lust auf Schmuck machen.“

# JUBILÄUMSFESTIVAL 2017



Ein Event, das Ohren, Augen und Herzen mitreißen soll – die Gala am 12. und 13. Mai zum Auftakt der Festivitäten.

Seit einem Vierteljahrtausend hat sich Pforzheim zur Schmuckmetropole Deutschlands hochgearbeitet, jetzt wird es Zeit zu feiern: Über 300 Veranstaltungen an mehr als 65 Locations laden Bürger und Gäste zum Entdecken, Staunen, Mitmachen oder Träumen ein. Bei der großen Eröffnungsgala „250 Jahre Goldstadt – Innovationen“ am 12. und 13. Mai 2017 darf sich das Publikum auf den charismatischen Star-tenor José Carreras (nur am 12.) freuen sowie an beiden Abenden auf eine 270-Grad-Multivisions-Show des international renommierten Ensembles xenorama. Eine extravagante Fashion-Show unter der Leitung der Pforzheimer Designerin Jasmina Jovy lässt zudem auf weitere Wow-Momente hoffen. Viele

zusätzliche Highlights sollen kunstvolle Inszenierungen in der Stadt setzen, wie beispielsweise die „Timeless machine“, die ab dem 23. Juni 2017 Medienkunst von Alexander Stubic an den Fassaden von Industriehaus und Schmuckwelten zeigt. Vier Wochen lässt der Künstler an den Wänden die Stadtgeschichte zu den Themen Schmuck, Uhren und Design virtuell aufleben. Im Sommer wartet ein Open-Air-Theater-Spektakel auf alle Festivalbesucher. Über 100 Akteure des Theaters Titanic, die von Pforzheimer Bürgerinnen und Bürger unterstützt werden, inszenieren mit „Gold-Rausch“ am 28. und 29. Juli 2017 eine sicherlich unvergessliche Parade zu ausgewählten Orten in der Innenstadt.

Wer neben dem Trubel etwas Entspannung im Stadtpark sucht, findet dort musikalische Unterhaltung mit Konzerten von Jay Alexander gemeinsam mit dem Orchester der Kulturen am 6. Juli 2017 oder dem Konzert des Südwestdeutschen Kammerorchesters Pforzheim, das am 8. Juli 250 Jahre Musikgeschichte erklingen lässt. Neben diesen Höhepunkten der Feierlichkeiten im Jubiläumsjahr beinhaltet das Jahresprogramm selbstverständlich auch viele kleinere Events, Sonderausstellungen, Führungen oder Workshops. Eine gute Übersicht und erste Impressionen finden alle Interessierten unter [www.goldstadt250.de](http://www.goldstadt250.de). Wer sich hier vom Goldfieber anstecken lässt, kann mit Freude einen Besuch der Goldstadt Pforzheim planen.



Die Eröffnungsgala mit einer 270-Grad-Multivisions-Show im Mai bringt die Stadt Pforzheim zum Leuchten und vereint moderne Technik mit 250-jähriger Geschichte.

## DAS SCHMUCKMUSEUM PFORZHEIM

5.000 Jahre Schmuckgeschichte haben einen besonderen Ort verdient. Das Schmuckmuseum Pforzheim im Reuchlinhaus ist so ein Ort.



Ein Must-see aus der gleichnamigen Ausstellung. Ball and Chain. Digitale Farbfotografie und Perlenimitate aus Glas, Maisie Broadhead, Großbritannien, 2016

Weltweit einzigartig und mit rund 2.000 Exponaten aus fünf Jahrtausenden Schmuckkunst macht das Museum der Goldstadt alle Ehre. Die Sammlungen zeigen Schmuckstücke von der

Antike bis zur Gegenwart, von fein gearbeiteten Originalen der Etrusker bis hin zu bedeutenden Stücken aus verschiedenen Epochen, wie der Renaissance oder des Jugendstils, sowie eine renommierte Sammlung moderner Preziosen. Besonders viel Aufmerksamkeit wird im Festjahr sicherlich die Ausstellung zur 250-jährigen Schmuckgeschichte der Stadt Pforzheims auf sich ziehen. Überdies zeigt das Museum die besondere Doppelausstellung „Must-haves – Schmuck großer Juweliere/ Must-sees – Schmuck in der Kunst“. Der Fokus liegt dabei auf Schmuck großer Luxusmarken, deren unverwechselbares Design außerordentliche Begehrlichkeiten weckt. Neben Cartier oder Tiffany zählen dazu auch Marken wie Wellendorff, die ihren Ursprung in Pforzheim und die Herzen vieler Trägerinnen weltweit erobert haben. Die Partnerausstellung „Must-sees“ widmet sich dem rein künstlerischen Aspekt der Goldschmiedekunst und präsentiert diese im Zusammenspiel mit Gemälden und Skulpturen.

**DAS „TECHNISCHE“** Pünktlich zum Jubiläumsfestival öffnet nach längerer Umgestaltungspause zudem das Technische Museum der Pforzheimer Schmuck- und Uhrenindustrie am 8. und 9. April mit neuer, moderner Ausstellungskonzeption seine Türen. Traditionelle Fertigungstechniken, neu

gestaltete Räume und im Rahmen der Eröffnung außergewöhnliche Töne der Gruppe „foolpool“ mit Neukompositionen von Nigel Treherne für Oboe und Schlagzeug mit Maschinengeräuschen aus dem Museum laden die Gäste auf eine beispiellose Reise in die Vergangenheit der Goldstadt und ihrer Akteure ein.



Ein Prachtstück als Bauwerk gefüllt mit Preziosen aus allen Jahrhunderten. Das Schmuckmuseum Pforzheim im Reuchlinhaus

**EIN ARCHITEKTONISCHES JUWEL** Das Schmuckmuseum befindet sich im Reuchlinhaus. Ein Bau nach den Entwürfen des Architekten Manfred Lehmbruck im „International Style“, der 1961 fertiggestellt wurde. Herzstück des

beeindruckenden Gebäudes ist die quadratische Eingangshalle mit ihren überdimensionalen großen Panoramafenster, die den Besuchern einen freien Ausblick ins Grüne ermöglichen und das Foyer und die Wendeltreppe mit Licht fluten.

# DIEMER

Wertvolles aus Pforzheim seit 1963



Direkt aus der Goldstadt, der Heimat von Juwelier DIEMER:  
Schmuck und Uhren in Premium-Qualität!

Als einer der größten Online-Anbieter bieten wir Ihnen eine umfassende Auswahl erlesener Kostbarkeiten: von zeitlosen Klassikern bis zu exklusiven Design-Trends.

Goldstadt-Jubiläumsangebot:  
Traumhafter Brillantschmuck in River (hochfeines Weiß).



**LIMITIERT**  
nur in begrenzter Stückzahl  
exklusiv bei DIEMER  
erhältlich

**250**  
GOLDSTADT

**GOLDSTADT-  
JUBILÄUMSPREIS**

Damenring statt je 1.599,-

je **1.199,-**

Ersparnis je 400,-

Damenring mit 28 Brillanten, zus. ca. 0,50 ct. (hochfeines W/vsi/Schliff gut), mit Qualitätsgarantie, Ringkopfbreite ca. 8 mm, Gr. 50-54.

Gelbgold 585, bicolor, Bestellnummer 06 158/80 1.599,- **1.199,-**

Weißgold 585, Bestellnummer 44 023/00 1.599,- **1.199,-**

**25,- € Gutschein\***  
zum Goldstadt Jubiläum!

Gutscheincode: 25PF

Jetzt nutzen unter:  
[www.diemer.de](http://www.diemer.de)

\* Bitte Gutscheinnummer 25PF angeben. Gutschein gültig bis 30.04.2017. Mindestbestellwert 100 Euro (ohne Partnerware). Partnerware im Diemer Onlineshop ist von Gutschein- und Rabattaktionen ausgeschlossen. Der Gutschein kann einmalig und nur in Verbindung mit einer Bestellung im Diemer Onlineshop eingelöst werden und ist nicht mit anderen Aktionen oder Gutscheinen kombinierbar. Bitte beachten Sie, dass pro Bestellung nur ein Gutschein notiert werden kann. Der Gutschein verfällt, wenn alle Artikel der Bestellung retourniert werden. Die Barauszahlung des Gutscheins ist nicht möglich.

MOOD →



Topshop hat sich sein Model für die Saison selbst gesucht – und auf einer Schaukel in der Nähe des Londoner Bahnhofs King's Cross die bis dahin unbekannte Lily Jean gefunden.

Die Frankfurter Design-Agentur Merkwürdig hat für den Deko-Laden Liebesdienste ein Geschenkpapier entworfen, das an Lokalpatriotismus nichts zu wünschen übrig lässt. Bei den Kunden kam es so gut an, dass es dieses Motiv jetzt auch als Poster gibt.



## ZWEI MILLIARDEN TULPEN...

... werden die Niederlande in diesem Jahr nach Angaben ihres Verbands für Blumenzwiebeln ziehen. Ein neuer Rekord, der vor allem auf die große Nachfrage aus dem Ausland zurückzuführen sei. Also auf die aus Deutschland – neun von zehn holländischen Tulpen blühen anschließend bei uns.



Kukki ist die Antwort eines Berliner Start-ups auf Smirnoff Ice und Bacardi Breezer. Da hört jetzt auch Edeka zu.



Es gibt jetzt auch Braut-Lingerie (Love Stories), die leider so aufwändig ist, dass sie unter kein Brautkleid passt.



Wenn der Feminismus von heute ganz in Pink daher kommt, dann ist dies der passende Schoko-Crème-Brottaufstrich. (Women's Best)

**048**  
Bedeutende Dinge,  
Menschen, Ideen,  
Orte und weitere  
Kuriositäten,  
zusammengestellt von  
*Jennifer Wiebking*



Selbst die Avocado taugt nun als politisches Statement. Amerikaner verzehren schließlich vornehmlich jene aus Mexiko, die bald teuer werden könnten. Das Bild vom Print-Design-Shop Junique erinnert an bessere Zeiten.



Dem Moskauer Luxuskaufhaus Tsum fehlt es heute nicht an neuereicher Klientel. Zum Glück wurde es schon vor 110 Jahren eröffnet – deshalb stimmt der Baustil.



Mit diesem Bild macht das Kinder-Label The Small Gatsby seinem Namensvorbild alle Ehre. Die Mode steht hier ebenso schr für ihre nicht zu erkennenden Besitzer wie die Partys für den abwesenden Romanhelden.

**ONLINE-DATING...**  
... ist gar nicht so radikal wie bislang angenommen. Für die Nutzer kommen nicht nur Menschen in Frage, die ihren Ideal-Vorstellungen entsprechen. Man kontaktiert offenbar auch jene, die gerade nicht die gewünschten blonden Haare oder den durchtrainierten Körper haben. Das belegt eine Studie der australischen Queensland University of Technology. Die Forscher schauten sich die Vorlieben und tatsächlichen Kontaktaufnahmen von 42.000 Nutzern im Alter von 18 bis 80 Jahren an. Männer sind demnach sogar weniger wählerischer als Frauen, zumindest bis in ihre späten sechziger Jahre.

MUT →



So sehen Männer aus: Marcus Pretzell, Alexander Gauland, Götz Kubitschek, Björn Höcke (von links nach rechts)

# ÜBER MÄNNER

In der AfD hält man das starke Geschlecht in Ehren. Schreckensbild ist die „Vertuntung“. Kein Wunder: Die Partei besteht aus – Männern.

Von Justus Bender

sich gegen Frauenquoten ausspricht. Dieses Frauenbild könnte ein Symptom eines ganz anderen Phänomens sein: Die AfD ist trotz ihrer weiblichen Parteivorsitzenden eine Männerpartei. Laut Allensbach-Erhebungen sind 61 Prozent der AfD-Anhänger männlich. Rund 23.000 Männer sind Mitglieder der Partei und nur rund 5000 Frauen. Das Selbstverständnis dieser Männer illustriert, wie aus vortotaler Intuition eine politische Haltung entsteht. Allgemeine Sehnsüchte nach männlicher Stärke, die AfD-Anhänger auf die deutsche Nation beziehen, haben ihren Ursprung nicht selten im Alltagsleben.

Der Vorsitzende der AfD-Jugendorganisation „Junge Alternative“, Markus Frohnmaier, ist so ein Mann. Das heißt in dem Fall: Er ist kein Cristiano Ronaldo. Bei dem Fußballstar ist sich Frohnmaier nicht sicher, ob er schwul

ist. Er habe da mal eine Meldung gelesen, aber die könne auch falsch gewesen sein. Aber es geht ohnehin um mehr als nur Ronaldos sexuelle Orientierung. „Ronaldo ist schon der Inbegriff des metrosexuellen Mannes“, sagt Frohnmaier, „und das ist nicht männlich.“ Ein echter Mann hingegen ist für Frohnmaier einer wie Felix Baumgartner, der österreichische Extremsportler, der den Ärmelkanal mit auf den Rücken montierten Flügeln überquerte und mit einem Fallschirm aus der Stratosphäre sprang. Passend, dass Baumgartner ein Unterstützer der rechts-populistischen FPÖ ist, die sich als Verbündete der AfD sieht. Doch auch ohne die politische Note: Ein Blick in Baumgartners wettergegerbt furchtloses Gesicht genügt, um das Gefühl zu verstehen, nach dem AfD-Anhänger sich auch im politischen Betrieb und beim Zeitgeist sehen. „Man könnte schon, um das mal spitz auszudrücken, eine Vertuntung der Männerwelt beobachten“, sagt Frohnmaier. Gemeint sei „der Schlaffi, der Augenbrauen zupfen geht und über Männerzeitschriften brüht, damit er sein Leben und seinen Alltag bewältigen kann“.

Wenn Frohnmaier von echten Männern spricht, denkt er nicht an Schlägertypen. Das seien gar keine Männer. Sie zeigten allenfalls eine „anatolische Männlichkeit“, glaubt Frohnmaier, der damit der Linie seiner Partei treu bleibt, auch in Bezug auf den türkischen Präsidenten. „Erdogan ist kein richtiger Mann, weil er keine Manieren hat, weil er respektlos ist. Ich kann nicht einfach in die Türkei gehen und als Deutscher dort anfangen, Bundestagswahlkampf zu machen. Wenn Erdogan Umgang hätte und ein echter Mann wäre, hätte er vorher gefragt.“

Soll heißen: Dass Erdogan kein Ronaldo ist, konnte man erahnen. Er ist aber auch kein Baumgartner. Die Frage wäre nur, um in der Sprache des Stereotyps zu bleiben, ob Baumgartner, ausgerechnet Baumgartner, nicht auch ein wenig Muslim ist, weil Muslime in Frohnmaiers Weltbild weniger vertunt sind als Deutsche. „Offensichtlich liegt der Schwerpunkt des deutschen Mannes darauf, dass er Kosmetik und Wellness macht und sich die ‚GQ‘ reinzieht. Der muslimische junge Mann scheint den Schwerpunkt eher auf die Familienplanung zu legen. Das

sieht man schon an den Geburtenraten.“ Und deren Steigerung erhofft sich Frohnmaier natürlich eigentlich von den Deutschen.

Frohnmaiers Idealbild eines Mannes: der Gentleman, der Ehrenmann. „Echte Männlichkeit bedeutet nicht: Ich hau‘ dich um. Männlichkeit hat damit zu tun, ob jemand etwas weiß. Männlichkeit bedeutet auch, für seine Frau einzustehen und, wenn nötig, das vor der Tür zu klären.“ Wie der stellvertretende AfD-Vorsitzende Alexander Gauland zum Beispiel. „Er kann sehr weltmännisch auftreten.“ Der Weltmann im Unterschied zum Ronaldo-Mann also. „Wir haben gute Männer in der AfD!“

Gauland ist ein Stichwort. Er muss gar keine Auskunft über sein Männerbild geben, er personifiziert es. Die Ästhetik seiner Tweed-Sakkos mit Karomuster entstammt den achtziger Jahren, als die politische Großwetterlage einem Nationalkonservativen wie ihm noch viel freundlicher erschienen sein muss. Auch die forstgrüne Krawatte mit Hundemotiven, die er so oft trug, dass daraus ein Merkmal wurde, scheint aus diesem Jahrzehnt zu stammen. Ach, die guten alten Zeiten! Auf AfD-Parteitage sieht man sogar noch Einstecktücher.

Zu den Vertretern ursprünglicher Männlichkeit gehört in deutschnationalen AfD-Kreisen der neurechte Verleger Götz Kubitschek. Er ist nicht AfD-Mitglied, aber gerade unter ostdeutschen AfD-Funktionären einflussreich. In seinem Rittergut in Schnellroda pflegt Kubitschek einen altmodischen Lebensstil. Er trinkt die Milch seiner eigenen Ziegen, pflanzt Gemüse, siezt seine Frau und genießt den robusten Umgang der Dorfbewohner untereinander. Von Schnellroda aus verbreitet Kubitschek die Zeitschrift „Sezession“. Nach den Angriffen auf Frauen in der Kölner Silvesternacht war auf der Internetseite der Zeitschrift vor allem von Muslimen mit mittelalterlichen Moralvorstellungen die Rede. Aber auch der deutsche Mann bekam sein Fett weg. Er sei der „große Waschlappen“, schrieb Gastautor Thor Kunkel. Die männlichen Partner der belästigten Frauen hätten entweder „zu schlicht“ versucht oder einfach die „Hasenfuß-Nummer“ gegeben, statt in der Konfrontation mit mittelalterlichen Konfliktformen

selbst solche anzuwenden. Nichts belegt natürlich, dass deutsche Männer der Vergewaltigung ihrer Frau tatenlos zuschauen. Es passt als Theorie aber gut zu der neurechten Forderung, „Kulturfremden“ mit aktivem Widerstand zu begegnen. „Von einem Deutschen haben die Missetäter dagegen nichts zu befürchten – selbst wenn sie weiter gegangen wären“, schrieb Kunkel. „Der verhausschweinte Deutsche, dieser Jammerlappen und Moral-Krüppel, schlägt in den seltensten Fällen zurück.“

Björn Höcke könnte ein Mann nach Kunkels Geschmack sein. Der thüringische Landesvorsitzende sagte einmal bei einer Demonstration in Erfurt: „Das große Problem ist, dass Deutschland, dass Europa ihre Männlichkeit verloren haben. Ich sage: Wir müssen unsere Männlichkeit wiederentdecken. Denn nur wenn wir unsere Männlichkeit wiederentdecken, werden wir mannhaft! Und nur wenn wir mannhaft werden, werden wir wehrhaft. Und wir müssen wehrhaft werden, liebe Freunde!“

Höcke liest gern in der „Sezession“. Der Verleger Kubitschek, sein Duzfreund, hat selbst eine Theorie über den wahren Mann, die er mit seinem Katholizismus begründet. Kubitschek sieht sich nicht in Gefolgschaft zu Papst Franziskus, sondern eher als Vertreter eines selbstgebastelten mystischen Christentums, in dem sich orthodoxe Ikonen mit einem Nächstenliebe-Begriff mischen, der unter dem Vorbehalt der deutschen Volkszugehörigkeit steht. Kubitschek spricht von „göttlichen Urbildern“, denen sich ein guter Christ „anzuhneln“ habe. „Er hat von mir ein Urbild, er hat von meiner Frau ein Urbild, von unseren Kindern, von unserem Volk, von unseren Nachbarvölkern“, sagt Kubitschek. „Diesen Bildern hat man sich anzuhneln. Das hat eine ganze Menge Konsequenzen.“

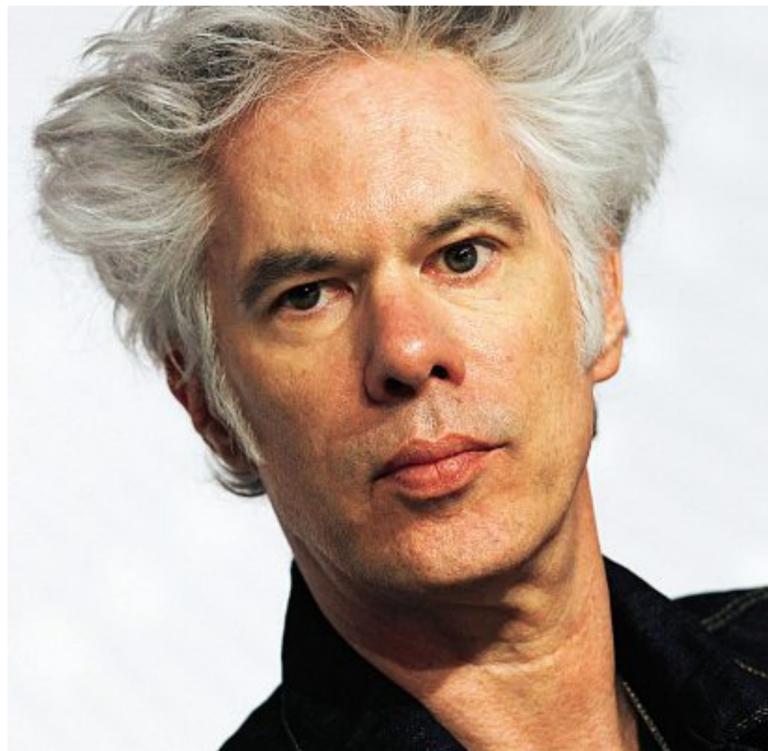
Der Bezug auf Gott ist natürlich bequem. Kubitschek muss nicht sagen, dass er die gesellschaftspolitischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, durch die Frauen ein Mindestmaß an Gleichberechtigung erreichten, rückgängig machen will. Er muss nur ein bestimmtes Gottesbild vertreten und einen statischen Schöpfungsbegriff – dann muss er keine hässlicher wirkenden Kampfbegriffe verwenden: Gott hat den Mann erschaffen, wie er sein

sollte. Würde man die patriarchalischen Strukturen zu Zeiten der Schöpfung weiterentwickeln, liefe das Gottes Plan zuwider.

AFD-Funktionäre argumentieren oft nicht so fundamental. Der nordrhein-westfälische Ko-Landesvorsitzende Martin Renner ist kein rustikaler Vertreter der Männlichkeit. Als Brillenträger und Kettenraucher hat er sich in vielen Jahrzehnten in der Werbeindustrie weniger einem göttlichen Urbild angenähert als dem kreativen Habitus seiner Branche. Renner ist zum Beispiel nicht der Meinung, dass der Mann das natürliche Oberhaupt der Familie sei. Diese Vorstellung sei „völlig irrsinnig“. „Das würde ich bekämpfen, und das sehe ich überhaupt nicht in der AfD.“ Die Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter hält er für richtig. Aber: „Aus Gleichberechtigung wurde schnell Gleichstellung durch Quoten. Das sollte alte Benachteiligungen beheben, schafft aber eigentlich neue Benachteiligungen.“ Zum Beispiel findet er, dass der Wert von Frauen nicht nur an ihrem Beitrag für die Wirtschaft bemessen werden dürfe. „Die Leistung einer Frau kann auch in der Fürsorge bestehen, im Aufziehen von Kindern oder der Pflege der Älteren.“ Die „traditionelle Rolle“ der Frau als Mutter sei sinnvoll.

Und dann kritisiert er die „Effeminierung“ von Knaben durch weibliche Bezugspersonen. „Jungen sind in den ersten zehn Jahren sehr stark Erzieherinnen und Grundschullehrerinnen ausgesetzt.“ Wer Männlichkeit durch Toben auslebe, werde dafür bisweilen bestraft. Jungen dürften nicht mehr richtige Jungen sein. „In dem Maße, wie wir Mädchen zu starken Kerlen machen wollen, machen wir die Jungs zu lieben Jungen.“ Männer seien aber früher auf die Jagd gegangen. „Ich glaube, dass ein Teil dieses männlichen Seins angeboren ist.“ Renner schlägt deshalb eine „Erziehungsprozedur“ vor. Man solle „naturegegebene Unterschiede“ berücksichtigen. Die Jungen mit Ritter-schwertern, die Mädchen im Prinzessinnenkostüm: Eine Revolution werden solche Ideen nicht auslösen. In den meisten Kindergärten sind sie seit jeher Alltag.

Von Justus Bender ist vor kurzem das Buch „Was will die AfD? Eine Partei verändert Deutschland“ im Pantheon Verlag erschienen.



Persönlicher Blick: Im Leben des Filmemachers Jim Jarmusch waren die Stooges eine wegweisende Kraft.

# „Iggy Pop ist ein seltsames Wesen“

Regisseur Jim Jarmusch über seinen Stooges-Film, seine bedrückende Jugend in Ohio, die unterschätzten Fähigkeiten von Amateuren und Mick Jagers peinliche Bühnenshow

*Mister Jarmusch, Sie bezeichnen die Stooges als die grandiosste Rock'n'Roll-Band aller Zeiten. Warum?*

Sie hatten so etwas Ursprüngliches. Diese Wildheit, das Anarchistische, das Animale ihres Frontmanns und ihre Musik, die alles Konventionelle zermalmt. Ich bin in Akron aufgewachsen, im Bundesstaat Ohio, in der Nähe von Michigan. Man hörte da vor allem eine Menge Soul-Musik, Otis Redding und solche Sachen. Aber die wichtigsten Bands für mich als Teenager waren MC5, The Stooges und The Velvet Underground. Alle waren auf ihre Art revolutionär. MC5 waren sehr politisch, bei den Stooges war es ihre Attitüde, mit der sie das Primitive und den Krach feierten, und Velvet Underground waren musikalisch wegweisend. Letztlich habe ich mich persönlich für die Stooges entschieden. Das ist natürlich subjektiv. Und ich erwarte gar nicht, dass der Rest der Welt damit einverstanden ist.

*Trotzdem ging die Initiative für diesen Film nicht von Ihnen aus.*

Nein, Iggy Pop hat mich gefragt, ob ich den Film machen will. Wir sind seit mehr als 20 Jahren befreundet. Und vor ungefähr acht Jahren meinte er: „Die fangen jetzt an, Filme über mich zu drehen. Ich weiß, wie sehr du die Stooges liebst. Vielleicht hast du eines Tages Lust auf dieses Projekt?“ Schon am nächsten Tag habe ich angefangen darüber nachzudenken, wie ich das in die Tat umsetzen kann. Für mich war das eine große Ehre.

*Verliert man nach acht Jahren nicht irgendwann den Überblick und vor allem den Abstand?*

Iggy und ich sind sehr stolz auf den Film. Einerseits ist es keine klassische Dokumentation im Stil der ‚American Masters‘ geworden. Andererseits wird er nicht die Leute befriedigen, die etwas total Experimentelles erwarten, die glauben, ich hätte das Genre neu definiert. Er ist weder

konventionell noch ganz abgedreht. Wir sind irgendwo in der Mitte gelandet. Und deswegen bezeichne ich den Film als Liebesbrief an die Stooges.

*In dem die Skandale um die Band eher eine Fußnote sind.*

Mir gehen diese Filme über Künstler gegen den Strich, die im Mist von deren Privatleben herumwühlen. Das überlasse ich der beschissenen Klatschpresse. Von mir bekommen sie das nicht. Ich verstehe, dass einige Leute das erwartet hatten. Aber nicht mit mir. Da müssen sie sich dann bitte woanders bedienen. Kurt Cobain: Montage of Heck' zum Beispiel finde ich ganz schrecklich. Da wird das intimste Privatleben eines Künstlers ausgebeutet.

*Sie haben Iggy Pop tagelang interviewt.*

*Es heißt ja, wer sich noch an die frühen Siebziger erinnert, war eigentlich nicht dabei. Iggy dürfte sich eigentlich an nichts erinnern, oder?*

Genau das ist ja das Faszinierende. Iggy muss eine Mutation sein. Er hat nie studiert, aber er ist unglaublich belesen, seine Gedanken sind faszinierend. Und seine Erinnerung? Ich kann es nicht fassen! Er erzählt dann Geschichten wie: „Als ich 13 Jahre alt war, da war ich in dieses Mädchen aus meiner Schule verknallt. Ich bin durch den strömenden Regen zu ihrem Haus marschiert, ihre



Wild und befreiend: Iggy Pop und die Stooges

Mutter öffnete die Tür, trug ein rosa Hauskleid und war echt heiß. Das Mädchen hieß Mary Jane Piercen, und durch ihre Adern floss Indianerblut.“ Wow! Er erinnert sich an jedes Detail. Ich weiß nicht einmal mehr, was vergangene Woche passiert ist. Dabei hat er sein Gehirn mit Drogen und Alkohol malträtiert. Er ist ein seltsames Wesen.

*Wer war Jim Jarmusch, als er sich in die Stooges verliebt hat?*

Er war ein 14 Jahre alter Junge, der in einer postindustriellen Stadt im Mittleren Westen lebte. Ich war auf der Suche nach Freiheit und hoffte, dass mich die Kultur in eine freiere Zukunft führen könnte. Es war eine typische Mittelklasse-Vorstadt. Und dann öffneten mir die Stooges plötzlich die Türen zu dem, was alles möglich war. Allein ihre Wildheit hatte etwas Befreiendes für mich. Und ‚Fun House‘ wurde dann für mich das größte Rock'n'Roll-Album aller Zeiten. Ein Leben ohne ihre Platten wäre nichts gewesen.

*Sie hatten damals nicht viele Gleichgesinnte. Die Stooges wurden eigentlich erst nachträglich zur Kult-Band.*

Eine schreiende Ungerechtigkeit. Die Jungs waren gerade mal Anfang 20, als sie diese wunderbare Musik veröffentlichten, und man hat sie einfach ignoriert, als seien sie der letzte Mist. Das hat mich immer geärgert. In der Musikgeschichte haben die Stooges natürlich ihren Platz gefunden. Heute versteht man die Kraft, Schönheit und Relevanz ihrer Musik. Damals waren sie erschütternd erfolglos.

*Das müsste Ihnen bekannt vorkommen. Als junger Künstler wurden Sie auch nicht gerade gefeiert.*

Als ich dann den Film ‚Stranger than Paradise‘ gemacht hatte, schrieb ein Kritiker: ‚Was für ein präventöser Idiot! Er zieht sich schwarz an, färbt sich die Haare weiß und macht einen Schwarz-Weiß-

Film ohne irgendeine Form von Action.‘ Das hat mich schon getroffen. Für meine weißen Haare konnte ich ja nichts. Die wurden schon weiß, als ich noch ein Jugendlicher war. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie die Mädchen in meiner Klasse mich ausgelacht haben: Wenn du das Haus deiner Eltern gestrichen hast, solltest du dir vielleicht mal die Haare waschen. Echt fies! In dieser finsternen Phase fing ich irgendwann an, schwarze Klamotten zu tragen.

*Nach dem Motto: Jetzt erst recht!*

Genau. Die Inspiration war so eine Mischung aus Hamlet, Zorro und Roy Orbison. Der Look gefiel mir dann aber so gut, dass ich dabei geblieben bin.

*Wie haben Sie die Ablehnung verarbeitet?*

Ich fand das ziemlich kaltherzig. Aber ich habe da eine wichtige Lektion gelernt. Wenn dich irgendjemand nach deinem Äußeren beurteilt: just fuck them! Das ist deren Problem. Deswegen darf ich es nicht persönlich nehmen.

*An einer Stelle sagt Iggy Pop, er habe es allen heimzahlen wollen, die sich über ihn lustig gemacht und ihn gequält haben. Wie gut kennen Sie diese Art von Antrieb?*

Sehr gut. Ich war immer der Außenseiter, der Sonderling, der Freak. Ich bin ständig von den Dolan-Brüdern verprügelt worden, die etwas gegen mich hatten. Ich war auch kein guter Sportler, deswegen gehörte ich in der High-School nie wirklich dazu. Aber letztlich habe ich genau daraus die Kraft geschöpft, meinen eigenen Weg zu gehen. Es war mir später irgendwann auch egal, was irgendwelche Kritiker über meine Filme schrieben. Und ich habe keine Angst mehr davor, dass andere Menschen auf mich herabsehen. Das hat keine Wirkung mehr auf mich.

*Was haben Sie während der Arbeit an diesem Film über Iggy Pop herausgefunden, das Sie vorher nicht wussten?*



„Ich möchte einfach so sein, wie ich bin“: Iggy Pop, Mitgründer der Rock'n'Roll-Band The Stooges, in einer Szene des Films „Gimme Danger“ von Jim Jarmusch, der am 27. April in die Kinos kommt

Ich wusste nicht viel über seine kurze, aber schöne Liebesaffäre mit Nico. Ich hatte davon gehört, und ich kannte Nico. Aber ich habe sie nie danach gefragt, und wir haben nie über Iggy gesprochen. Und ich wusste nicht, wie sehr er seine Eltern geliebt hat. Die Familie wohnte ja lange in einfachsten Verhältnissen in einem Wohnwagen. Ich finde die Stelle im Film sehr berührend, in der Iggy erzählt, wie schön er es fand, so nah mit seinen Eltern aufzuwachsen. Er war trotzdem glücklich. Das ist gleichzeitig auch das Anti-Klischee eines Rockmusikers, der eine zerrüttete Beziehung zu seinen Eltern hat.

*Er war erstaunlich ambitioniert. Das passt nicht unbedingt zu seinem Image als charmanter Chaot.*

Iggy wollte es genauso machen wie sein großes Vorbild, die MC5, und die probten acht Stunden am Tag. Das Problem waren seine Band-Mitglieder, die Asheton-Brüder, Scott und Ron, die oft nicht aufzufinden waren. Einmal fand er sie in einem ausgeschlachteten Autowrack auf einem Feld in der Nähe des Probenraums. Die beiden rauchten Joints und sagten: Hey, Mann, wir tun so, als wären wir die

Beatles, die gerade im Lear-Jet zum nächsten Auftritt fliegen.

*Machte dieser Dilettantismus nicht auch einen Teil ihrer urtümlichen Stärke aus?*

Das ist ein kompliziertes Thema. Den Stooges wurde dieser Dilettantismus immer vorgeworfen. Für einen Künstler gibt es viele Wege, sich auszudrücken. Ich bin so eine Art kryptobuddhistischer Atheist. Und in der buddhistischen Philosophie gibt es die Theorie, dass ein Mensch ohne Können und Disziplin einen schnelleren Zugang zur Erleuchtung haben kann als derjenige, der täglich übt. Das heißt natürlich nicht, dass man nicht üben sollte. Ich erinnere mich noch gut an den Nachruf auf Ron Asheton im ‚Guitar Player Magazine‘: Man respektierte ihn zwar, aber gleichzeitig machte man ihn dafür runter, dass er technisch nicht so versiert war und eher primitiv spielte. Das hat mich richtig wütend gemacht. Denn am Ende geht es doch immer darum, was man fühlt. Es gibt Gitarristen, die technisch brillant sind und trotzdem Mist spielen. Auf Youtube findet man viele Clips von Jugendlichen, die in ihrem Schlafzimmer perfekt irgendwelche Soli

nachspielen. Aber was sagt das wirklich aus? Nichts. Üben wird überbewertet. Es kommt immer darauf an, worauf man hinaus will. Primitive Kunst kann so bewegend sein wie das Werk eines großen Meisters. Mir kommt es immer darauf an, was ich fühle.

*Was für eine Art von Kunst machen Sie?*

Ich bezeichne mich selbst als Amateur-Filmemacher. In dem Wort Amateur verbirgt sich die Liebe zu einer bestimmten Form. Professionell bedeutet, dass man es für Geld macht. Also bin ich gerne ein Amateur. Das gleiche gilt für meine Musik. Ich hatte in meinem ganzen Leben keine einzige Musikstunde. Und trotzdem spiele ich Gitarre und Keyboards.

*Warum ist Iggy Pop bis heute relevant?*

Er fasst das gut am Ende des Films zusammen, als er sagt: ‚Ich will kein Teil irgendeiner Bewegung oder irgendeines Trends sein, ich will mich nicht in irgendeine Schublade stecken lassen. Ich mache keinen Punk, ich habe ihn auch nicht erfunden, ich mache keine alternative Musik. Ich möchte einfach so sein, wie ich bin.‘ So hat er immer gelebt. Um ihn

herum sind die Moden gekommen und gegangen. Als er anfang, Musik aufzunehmen, machte er weder Hippie-Musik mit ‚Peace and Love‘ noch Glam-Rock. Die Stooges haben etwas Eigenes geschaffen.

*Ärgert es Sie, dass Mick Jagger seine Moves von Iggy Pop geklaut hat?*

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das stimmt. Ich liebe die Stones, aber ich finde Mick Jagers Bühnenshow peinlich. Er tänzelt da einfach nur irgendwie herum. Ich weiß noch, als zwischen Mick und Keith Funkstille herrschte und Keith meinte: ‚Es langweilt mich einfach langsam, ihn da vorne wie eine verdammt Schwuchtel rumtänzeln zu sehen.‘ Ich fand es toll, als Mick Jagger sich auf der Bühne kaum bewegt hat. Das war so cool. Ich mag seine Stimme und seine Musik. Aber dieses Tänzeln? Oh, Mann! Der Einzige, den ich noch schlimmer finde, ist der Frontmann von Coldplay, Chris Martin. Jemand sollte ihm mal ein Video zeigen, damit er weiß, wie das aussieht. Nicht gut. Aber das ist wieder mein rein subjektives Empfinden.

*Die Fragen stellte Christian Aust.*

A. Odenwald  
Schmuckmanufaktur seit 1882  
www.odenwald-schmuck.de

250 Jahre Goldstadt Pforzheim Jubiläumsfestival 2017



Aus der Geschichte: Im Erdgeschoss des Capa-Hauses in der Leipziger Jahnallee erinnert heute ein Ausstellungsraum an die Geschehnisse des 18. April 1945.

Morgenbel liegt über der Straße, auf dem neu gedeckten Dach des Hauses ist zarter Raureif zu sehen. Straßenbahnen rumpeln über die Kreuzung, vorbei an dem frisch sanierten Prachtbau mit der ocker-beige-farbenen Jugendstilfassade, der wie ein Tor zum grünen Stadtteil Lindenau wirkt. Das Café im Erdgeschoss hat gerade erst geöffnet, als Meigl Hoffmann eintritt. Aus dem Gastraum macht der Kabarettist kurzerhand die Bühne für ein Drama, das sich in diesem Haus vor 72 Jahren abspielte. „Von da kommen die Amerikaner“, sagt der 49 Jahre alte Hoffmann, rudert mit den Armen und dreht sich um. „Hinter der Brücke liegt die Innenstadt, da sind die Deutschen, die machen noch auf Widerstand.“

Das Haus mit Café ist eine Art Brückenkopf, es bietet einen guten Blick Richtung Zentrum. „Hier sind die Amerikaner hoch“, ruft Hoffmann. „Zweiter Stock, raus auf den Balkon, MG aufgestellt. Rattatatteng. Im Esszimmer nebenan ein zweites MG auf den Tisch. Vorher noch die Tischplatte umgedreht, um das Furnier zu schonen. Und wieder Peng, peng – und dann: Stille.“ Durch die Balkontür sinkt der MG-Schütze ins Wohnzimmer zurück, unauffällig bereit sich Blut auf dem Parkett aus. In der Zimmertür steht der Fotograf Robert Capa und drückt auf den Auslöser.

Die Aufnahmen aus dieser Wohnung in Leipzig druckte das „Life“-Magazin im Mai 1945 in der Siegesausgabe. „Der Krieg in Europa ist zu Ende“, steht auf dem Titel. Die Bildserie des Soldaten hieß „Last man to die“ – der letzte Tote des Kriegs.

Robert Capa hat die berühmten Bilder am 18. April 1945 in Leipzig aufgenommen, zwei Stockwerke über dem Café. Seit kurzem heißt das Gebäude offiziell Capa-Haus. Und es grenzt an ein Wunder, dass es überhaupt noch steht. Dieses Wunder hat mit Meigl Hoffmann zu tun, der sich zusammen mit Leipziger Bürgern dafür eingesetzt hat, den historischen Ort zu retten. „Hier kann man Geschichte konkret erleben“, ruft er. „Sollten wir uns das etwa nehmen lassen?“

Meigl Hoffmann ist mehr als 20 Jahre nach Kriegsende geboren und in Leipzig aufgewachsen. Als Kind fand er auf dem Dachboden seines Elternhauses Stahlhelm, Koppel, Patronentasche – alles amerikanischer Herkunft. Die Devotionalien stammen aus dem Frühjahr 1945, als die Amerikaner für drei Monate Leipzig

besetzten, bevor die Sowjets im Sommer übernehmen. In der Schule war später nur von sowjetischen Befreiern die Rede. Auch im Stadtbild und selbst in offiziellen Archiven erinnert nichts mehr an die Amerikaner. Dabei waren auch bei den Hoffmanns amerikanische Soldaten einquartiert. Die Großeltern erzählten von Gentlemen und Musik, sein Vater, wie er als Jugendlicher mit den Amerikanern Zigaretten rauchte. Die Berichte fesselten den Jungen. „So wurde ich unmittelbar mit Geschichte konfrontiert.“

Als Hoffmann Ende der achtziger Jahren im „Snowboy-Magazin“, einer Underground-Zeitschrift, fünf Fotos von Robert Capa sah, die amerikanische Soldaten in Leipzig zeigten, war er elektrisiert. Die Bilder waren illegal aus dem „Giftschrank“ der Deutschen Bücherei in der Messestadt

abfotografiert worden. „Ich hatte tausend Fragen.“ Vor allem wollte er wissen, wo die Fotos gemacht wurden und wer darauf zu sehen ist. Auf die Antwort musste er fast ein Vierteljahrhundert lang warten.

Nach der Wiedervereinigung kontaktierte Hoffmann das amerikanische Konsulat in Leipzig wegen der Bilder. Erst 2005 kam Bewegung in die Sache. Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes waren auch drei Veteranen aus den Vereinigten Staaten angereist, die im April 1945 in Leipzig waren. Die inzwischen 85 Jahre alten einstigen Soldaten berichteten von Granaten, die am Völkerschlachtdenkmal abprallten, in dem sich Wehrmachts- und Volksturmänner verschanzt hatten, und wie die Deutschen sich erst ergaben, als schließlich doch ein Geschoss ins Innere drang. „Touchdown“, habe der Mann gesagt und gelacht, sagt Hoffmann. Dann war der Krieg in Leipzig vorbei.

Was das Haus angeht, in dem das berühmte Foto entstand, mussten auch die Veteranen passen. Hoffmann suchte weiter. Er hatte ungefähr eine Ahnung von der Gegend. Sein wichtigster Hinweis war das markante Metallgeländer mit Jugendstilornamenten am Balkon. Im Grunde gab es nur ein Gebäude, das zu der Umgebung passt, die auf Capas Fotos zu sehen ist: Jahnallee 61, am Übergang vom Zentrum zum Stadtteil Lindenau. „Aber dieses Haus hatte keine Balkons“, sagt Hoffmann. „Und es war leer, in einem katastrophalen Zustand.“ Mit einem Freund stieg er in das Haus ein. Ein Teil des Daches fehlte, die Decken waren zum Teil bis zum Keller durchgebrochen, die Holzterrasse wackelte gefährlich – aber hielt. „Ich bin instinktiv in die zweite Etage hoch“, er-

# HAUS DER GESCHICHTE

Das Gebäude, in dem Robert Capa sein berühmtes Foto eines toten Soldaten in den letzten Kriegstagen machte, stand kurz vor dem Abriss. Leipziger Bürger haben es davor bewahrt.

Von Stefan Locke  
Fotos Daniel Pilar



Tod eines Soldaten: Capas Fotoserie aus den letzten Kriegstagen Foto Robert Capa/International Center of Photography/Magnum Photos

zählt Hoffmann. Aus dem Fenster der Mittelwohnung sah er links das Straßenbahndepot, gegenüber die Gastankstelle und rechts die Zeppelinbrücke – alles wie auf den Bildern von Robert Capa.

Zu Hause malte er Grundriss und Fenster auf, verglich nochmals Fotos, maß Winkel aus. „Das muss die Wohnung sein“, dachte er immer wieder. Dann wurde sein letzter Zweifel beseitigt: Die Balkons, erfuhr er, waren zu DDR-Zeiten wegen Baufälligkeit demontiert worden. „Da wär' ich nie drauf gekommen.“

Er setzte alles daran, das Gebäude zu erhalten. Doch viel Zeit ging ins Land. Mehrmals wechselten die Eigentümer der unter Denkmalschutz stehenden Immobilie, und 2011 brannte auch noch der Dachstuhl. Hoffmann ist jetzt noch fassungslos: „Sollten wir dieses geschichtsträchtige Haus aufgeben und durch Gesichtloses ersetzen?

Kam für mich nicht in Frage!“ Mit anderen Enthusiasten, darunter Grafiker, Mediziner, Lokalpolitiker und Historiker, gründete er eine Bürgerinitiative. Manche sagten, er solle aufhören mit alten Kriegsgeschichten. Andere waren angetan.

Dann ging es auf einmal ganz schnell. Auch weil der Zufall half, Hoffmanns Fragen zu beantworten. Zuerst erfuhr die Bürgerinitiative den Namen des toten Soldaten: Raymond J. Bowman aus Rochester, Monroe County, New York, tödlich getroffen zwei Wochen nach seinem 21. Geburtstag. „Life“ hatte das Gesicht des Soldaten seinerzeit unkenntlich gemacht. Doch am Revers seiner Uniform sind die Initialen „RB“ gut zu erkennen. Sie schrieben an die Familie und erfuhren bald darauf von Bowmans Kameraden Lehman Riggs, der mit ihm gemeinsam das Maschinengewehr bediente. Riggs lebt

in Tennessee, und er war, obwohl 92 Jahre alt, sofort bereit, nach Leipzig zu kommen. Im Frühjahr 2012 betrat er mit Hoffmann erstmals wieder das notdürftig gesicherte Haus, in dem sein Kriegskamerad starb.

Als Riggs in der leeren Wohnung stand, in der alles passierte, kamen ihm die Tränen, Hoffmann nahm ihn in den Arm. Riggs erzählte, wie Bowman ihn erst kurz vor dem tödlichen Schuss am MG abgelöst hatte. Um ein Haar hätte es ihn getroffen, hätte Riggs fallen und Bowman überleben können, das ist die brutale Logik des Kriegs.

Später berichtete Riggs, was sich am 18. April in dem Haus zutrug: Bowman und er waren Teil der 2. Infanterie-Division, der „Indianheads“, die von Westen nach Leipzig vorrückte, während sich Soldaten der 69. Infanterie-Division von Südosten her der Stadt näherten. Die Leip-

ziger erwarteten die Amerikaner schon, viele hatten weiße Tücher aus den Fenstern gehängt. Doch vereinzelt gab es noch Widerstand, besonders an der Zeppelinbrücke, welche die Deutschen halten wollten, um den Weg ins Zentrum zu versperren. Hier hatten sie mit Ziegeln gefüllte Straßenbahnwagen quer über die Straße gestellt, die aber kein großes Hindernis waren für die amerikanischen Panzer.

Als MG-Schützen sollten Riggs und Bowman ihren Leuten Feuerschutz beim Erobern der Brücke geben. Und das ging am besten aus der Wohnung im zweiten Stock des Hauses in der Jahnallee, die damals Frankfurter Straße hieß. Noch am gleichen Tag eroberten die Amerikaner die Brücke. Im Rathaus nahmen sich daraufhin der Oberbürgermeister und sein Stellvertreter mit ihren Familien das Leben. Auch die Bilder der Toten in ihren Amts-



Museumsstücke: Uniform der Infanterie-Division des toten Soldaten und Kameras aus Capas Zeit

FOTOS: ROBERT CAPA/ICP/MAGNUM PHOTOS/AGENTUR FOCUS

## Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR  
KLUGE KÖPFE

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Die Produkte werden exklusiv für F.A.Z.-Leser entworfen. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

### SILBERNE MANSCHETTENKNÖPFE VON DEUMER

Die Sonderedition für die F.A.Z. Selection aus massivem 925 Sterling Silber mit mattschwarzem, natürlich strukturiertem Schiefer ist auf 100 Paar streng limitiert und einzeln nummeriert.

Bestellen Sie jetzt die Manschettenknöpfe in der F.A.Z. Selection für 495 Euro.



Hausarbeit gelungen: Meigl Hoffmann hat lange für den Erhalt des historischen Gebäudes gekämpft.



Erinnerung an die Kindheit: Robert Petzold vor dem Schrank, der auf Robert Capas Foto zu sehen ist

## HAUS DER GESCHICHTE

zimmern liegenden nationalsozialistischen Politiker der amerikanischen Fotografin Lee Miller gingen um die Welt. Für die Soldaten auf dem Balkon in der Jahnallee schien das Größte vorbei – bis ein deutscher Heckenschütze, von wo genau, ist bis heute ungeklärt, Bowman genau zwischen die Augen traf. Den Stahlhelm hatte er kurz zuvor abgenommen.

In diesem Moment stand Robert Capa im Wohnzimmer. Er begleitete die „Indian-heads“ seit einer Weile als Kriegsbericht-erstatte, er war auch bei ihrer Landung in der Normandie dabei gewesen. Kurz vor dem tödlichen Schuss hatte er Bowman und einen Kameraden noch auf dem Balkon stehend hinter ihrem MG fotografiert. „Es war ein sehr sauberer, irgendwie sehr schöner Tod, und ich denke, das ist meine prägendste Erinnerung aus diesem Krieg“, sagte er später in einem Radio-Interview.

Capa, durch seine Aufnahmen aus dem Spanischen Bürgerkrieg bekannt geworden, versuchte stets, ganz vorne dabei zu sein. „Wenn deine Bilder nichts taugen, warst du nicht nah genug dran“, soll einer seiner Lehrsätze gewesen sein. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte der Mitgründer der Fotoagentur Magnum nie wieder als Kriegsreporter arbeiten. Neun Jahre später ließ er sich doch wieder darauf ein. 1954 kam er im heutigen Vietnam ums Leben, als er auf eine Mine trat.

„Das ist Weltgeschichte, die sich hier, in diesem Haus, verdichtet“, sagt Hoffmann. Durch Berichte aufmerksam geworden, meldete sich dann ein Mann namens Robert Petzold, der bis nach Kriegsende mit seinen Eltern in der Wohnung gelebt hatte, in der Bowman starb. Petzold wohnt heute bei Kassel, und an den 18. April 1945 erinnert er sich genau. „Meine Oma, die in einem Vorort wohnte, rief uns am Tag vorher an und sagte: ‚Der Feind kommt.‘“ Strom, Wasser, Gas und Telefon hätten bis zum Schluss funktioniert, auch Straßenbahnen seien gefahren. „Wir sind mit Decken und Verpflegung in den Keller.“ Petzold, damals zwölf Jahre alt, der Vater im Krieg, hatte Angst. „Wer weiß, was die mit uns machen!“

Die ersten amerikanischen Soldaten sah er am 18. April um die Mittagszeit, als die Kellertür aufging. „Sie haben nur kurz reingeguckt, wer da unten sitzt.“ Oben wurde noch geschossen, doch von dem Drama, das sich in ihrer Wohnung abspielte, ahnte die Familie nichts. In einer Feuerpause am Nachmittag ging Petzolds Mutter nach oben. Dort, so erzählt es ihr Sohn, habe sie den toten Soldaten halb auf dem Balkon, halb im Wohnzimmer liegen sehen. Auf dem Schuhschrank in der Diele fand sie persönliche Dinge des Toten, Briefe und Fotos mit einer Frau und zwei Kindern. „Meine Mutter hat zu meiner Schwester und mir gesagt: ‚Seht ihr, er mag vielleicht unser Feind sein, aber er ist genauso ein Mensch wie wir auch.‘“

Lange nahmen sie an, dass die Fotos Bowmans Familie zeigten. Erst später erfuhr sie, dass er weder Frau noch Kinder hatte und auf den Bildern wohl Verwandte zu sehen waren.

Als am Abend nach dem Ende der Kämpfe auch die Familien wieder in ihre Wohnungen zurückkehrten, war der Gefallene schon abgeholt worden. Nur die Blatlache auf dem Parkett im Wohnzimmer war noch zu sehen. „Sie reichte bis an den Teppich“, erinnert sich Petzold. „Ansonsten

war die Wohnung unversehrt.“ Nur im Holz der Tischplatte, welche die Soldaten zuvor umgedreht hatten, waren Abdrücke des Maschinengewehrs zu sehen. „Das hat meine Mutter beeindruckt“, sagt Petzold. „Dass die Soldaten im Kampf auch noch darauf geachtet haben, den Esstisch nicht zu beschädigen.“

Zwei Jahre nach Kriegsende zog die Familie nach Kassel, wo Petzold bis heute lebt. Mit Leipzig blieb er über Schulfreunde in Kontakt. Dank ihnen erfuhr er 2012 von einem Zeitungsartikel über die Bürgerinitiative zur Rettung des Hauses. „In dem Haus habt Ihr doch gewohnt?“, schrieb einer. „Nicht nur das“, schrieb Petzold zurück. Als Meigl Hoffmann Petzold zum ersten Mal in Kassel besuchte, traute er seinen Augen nicht. In der Wohnung erkannte er sofort Bücherschrank, Stuhl und Schreibtisch – die Original-Möbel aus der Leipziger Wohnung, die auf den Capa-Fotos zu sehen sind. Auch die mächtige Standuhr, die einst direkt neben der Balkontür stand, war noch da.

„Das war kaum zu fassen“, sagt Hoffmann. Danach gab er endgültig keine Ruhe mehr – das Haus musste gerettet werden. Dabei stand es 2012 vor dem endgültigen Abbruch. Nach dem Dachstuhl-Brand hatte die Stadt den Abriss des Denkmals genehmigt. Dann kam, wieder einer dieser Zufälle, Horst Langner ins Spiel. Der Immobilienmakler aus Franken kannte sich in Leipzig aus, er hatte hier gut 80 Baudenkmäler saniert. Er kannte das Haus in der Jahnallee, er mochte es, vor allem die bauliche Großzügigkeit und Atmosphäre der Gründerzeit – aber er hatte die Finger davon gelassen.

Die Bürgerinitiative ließ nicht locker, und so ging Langner das Risiko ein. Gut zehn Millionen Euro steckte er in den Bau, sanierte denkmalgerecht den mit Marmor ausgekleideten Eingang, die Stuckdecken und Wandbemalungen und baute auch Balkons und hölzerne Loggien wieder an.

Im historischen Treppenhaus mit den sechseckigen Fliesen, knarrenden Holztreppe und gedrehten Handläufen fühlt man sich an den Anfang des vergangenen Jahrhunderts versetzt. Aus den einst zehn großbürgerlichen Wohnungen sind 41 Wohneinheiten geworden, die sich unter dem Namen „Palmengarten-Palais“ schnell verkauften. Auch Petzolds ehemalige Wohnung ist heute geteilt. Auf dem Balkon, hinter der Brüstung mit den Ornamenten, stehen Blumenkästen mit Tannenzweigen. Im Erdgeschoss ist wie damals ein Café untergebracht, in dem ein kleines Museum an die Ereignisse aus dem April 1945 erinnert – inklusive der Originalmöbel von Familie Petzold.

Als das Haus im Frühjahr 2016 offiziell übergeben wurde, kam auch Lehman Riggs noch einmal aus Tennessee. Der inzwischen 96 Jahre alte Mann war überwältigt. „Ist jemals durch Gewalt irgendwas besser geworden?“, fragte er in einer Ansprache. „Nein. Krieg ist keine Option.“

Meigl Hoffmann kann sein Glück noch immer nicht fassen. „Manchmal muss ich mich kneifen. Wir wollten das Unmögliche und haben noch mehr bekommen.“ Seit kurzem ist die Erinnerung an die Männer des 18. April 1945 auch im Stadtbild verankert. Die Straßen, die westlich und östlich der Jahnallee an dem Haus vorbeiführen, sind jetzt nach Raymond J. Bowman und Robert Capa benannt. ◀

# dein Stil. dein Caruzzo.



reddot award 2015

Caruzzo  
vorübergehend  
mit kostenlosem  
Hocker



Frans Schrofer hat den Drehsessel Caruzzo als Ehrenbezeugung an das fachliche Können von Leolux entworfen. Sie können Ihre eigene Kombination von Farben und Bezügen aus dem grenzenlosen Leolux-Angebot auswählen. Damit kreieren wir Ihren persönlichen Caruzzo. Vom 1. März bis zum 31. Mai darf sich jeder neue Caruzzo-Eigentümer außerdem einen kostenlosen Hocker aussuchen.

Entdecken Sie CARUZZO bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das Leolux-Designcenter in 47800 Krefeld, Elbestraße 39. Mehr Infos, unsere Partner, oder das Jahrbuch mit der kompletten Kollektion finden Sie unter: [www.leolux.de](http://www.leolux.de)

**leolux**

AACHEN-EILAND Krüttgen - ASPERG Einrichtung Knapp - BAMBERG Ducke Inneneinrichtung e.K. - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen GmbH - BERLIN Kuhlmeier, Oliver GmbH - BERLIN Kusian Einrichtungshaus GmbH - BERLIN Lakeside Interiors GmbH - BONN HBR Hesse - BONN Mambo GK-Möbel-Handels-GmbH - BRAUNSCHWEIG Wohndesign A + R GmbH - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - BRUCKMÜHL Ergonovo City GmbH - CHEMNITZ Möbelgalerie Tuffner - DATTELN Meyer Möbel GmbH - DREIEICH Dietrich Möbel GmbH - DRESDEN ProSitzzen-Studio KS Handel und - ESSLINGEN Profi Einrichtungen - FRICKENHAUSEN single möbelforum GmbH - FRIEDBERG Segmüller GmbH & Co. KG - GARBSSEN Hesse Möbel GmbH - GEORGSMARIENHÜTTE Dransmann B. Jun. GmbH - GERA Polstermöbel Outlet - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Möbel Günther - GROSS GERAU Möbel Heidenreich GmbH - HALTERN Möbel und Handwerks - Döbber GmbH & Co. KG - HAMBURG Hütten - studio Scharbach - HAMBURG BERGENDORF Markt Einrichtungen - HEIDE Raumkonzepte R. Zickler - HEMMINGEN WESTERFELD Böhm Möbel GmbH - HERKHHEIM Einrichtungshaus Weber GmbH & Co. KG - HOYSBALE Sitta Einrichtungshaus - ILLINGEN Möbel Dörrenbacher - KLSFELD Jäger-Einrichtung GmbH - KAARST Hügen Raum und Design GmbH - KASSEL Wohnfabrik Möbelvertriebs GmbH - KIEL Dela Möbel GmbH & CO. KG - KLEVE Rexing Einrichtungshaus - KÖLN Pfannes & Vitrnich GmbH - KÖLN Pfannes & Vitrnich GmbH - KÖLN-MARSFELD Trösser GmbH & Co. KG - KONSTANZ Einrichtungshaus Fretz - KORNVESTHEIM Die Einrichtung Kleemann KG - KREFELD Design International by Sascha Haag - KREFELD-HÜLS Raumausstattung Feldmann - KUNZELSAU-GAISBACH Schmezer GmbH Einrichtungshaus - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGERWEHE Möbel Hertel GmbH & Co. KG - LASTRUP Kästner GmbH - LAUCHINGEN Möbel Dick GmbH - LÜBECK Inform - Einrichtungen - MAULBURG Einrichten Schwegler - MÖNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten & Gestalten - MÖNCHENGLADBACH-WICKRATH Frank Zimmermanns kreatives Wohnen - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenhaimer GmbH - MÜNSTER Elvir Gavlik Wohnen & Schlafen - NEUWIED Die Wohnfabrik - NÜRNBERG Eichhorn Wohnen - PARSFELD Segmüller GmbH & Co. KG - PFÖRZHEIM Dieter Horn, Intern. Wohnbedarf - POTSDAM Designetagen GmbH - PULHEIM Einrichtungshaus Segmüller - RIEBERG Knaup individuelles Wohnen - SINDLINGEN Holmmeister Sinfeltingen - SOLLINGEN Dembny-Wohnen - SPEYER richard J. maurer wohndesign - STADTHAGEN Gobel "the living company" - STOCKACH Möbel Stumpf - SÜNDERN Haus der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen GmbH - TONINGVORST Möbel Klausch GmbH - TRIER Möbel Schmitz GmbH - VIERSEN Möbel Klunkhams - WEIDEN Kaspar Einrichtung GmbH & Co. KG - WEITERSTADT Segmüller GmbH & Co. KG - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - Wiesbaden-Sonnenberg Möbelhaus Vogel - WIESLOCH Weckesser Wohnen GmbH - WORMS Westfalia Möbel Peock GmbH



#### Nudeln mit Tomatensugo und Burrata

Zutaten für vier Personen  
Tomaten  
Schalotten  
Knoblauch  
2-3 Burrata  
Balsamico-Essig  
Basilikum  
Olivenöl  
Salz, Cayennepeffer

Nudeln aufsetzen. Tomaten halbieren, Schalotten und Knoblauch hacken. Zwiebeln und Knoblauch in Olivenöl anbraten, Salz und etwas Zucker zugeben. Wenn die Zwiebeln goldgelb angeschwitzt sind, die Tomaten dazugeben. Mit Balsamico-Essig ablöschen und einkochen lassen. Mit Salz und Zucker abschmecken. Das Basilikum grob hacken. Nudeln abgießen und abschrecken. Etwas Nudelwasser im Topf lassen, Butter darin auflösen und die abgeschreckten Nudeln darin schwenken. Tomatensugo unter die Pasta heben. Die Pasta auf einem Teller anrichten und die Burrata in großen Stücken darüber verteilen. Zum Abschluss mit dem gehackten Basilikum bestreuen.

#### Nudeln mit frischem Basilikumpesto

Zutaten für vier Personen  
3-5 EL Pinienkerne  
1 Bund Basilikum  
2 Blätter Salbei  
1-2 Knoblauchzehen  
Salz, Pfeffer  
Olivenöl  
Limetten- oder Zitronensaft

Nudeln aufsetzen. Pinienkerne ohne Zugabe von Fett in der Pfanne rösten. Zusammen mit Knoblauch, Basilikum, Salbei und Zitronensaft in den Mixer. Sehr kurz mixen. Öl und Salz dazugeben. Noch einmal kräftig durchmixen. Mit Salz und Pfeffer abschmecken. Je nach Konsistenz und Bedarf noch einmal nachmixen. Nudeln abgießen und abschrecken. Etwas Nudelwasser im Topf lassen, Butter darin auflösen und die abgeschreckten Nudeln darin schwenken. Das Pesto über die frische Pasta geben und den Parmesan darüber hobeln.

## Pasta la victoria siempre!

Frank Buchholz stellt zwei Nudelgerichte vor, die jeder leicht nachkochen kann. *Von Maria Wiesner*

Alles, was Sie hier sehen, verdanke ich Spaghetti“, sagte Sophia Loren einmal und adelte damit ein simples Gericht. Pasta war aber auch schon beliebt, bevor alle Welt versuchte, sich damit die üppigen Kurven der Diva anzufuttern. Und diese Liebe hält bis heute an. Nicht ohne Grund: Pasta ist leicht zu kochen und schnell zubereitet. Da kann nicht viel schiefgehen. Aber wie macht man eine gute Tomatensoße? Und was braucht ein schnelles Pesto? Das haben wir für unsere Online-Serie den Mainzer Sternkoch Frank Buchholz gefragt.

Bevor es um die Soße geht, sprechen wir über gute Pasta. „Eine lange Kochzeit ist wichtig“, sagt Buchholz. Und aus Hartweizengrieß sollte sie sein. „Das Wasser gut würzen, so dass es fast versalzen ist“, sagt der Koch, während er reichlich Himalajasalz in den Topf gibt. Auch die teuerste Pasta schmecke sonst fad. Und wie ist das mit dem Öl, das viele ins Kochwasser

geben, damit die Pasta nicht verklebt? Davon hält Buchholz nichts. „Wenn die Nudeln al dente sind, abgießen und ein bisschen Kochwasser im Topf lassen. Darin etwas Butter auflösen und die abgeschreckten Nudeln noch einmal schwenken.“ Statt der Butter kann man auch Olivenöl über die Nudeln geben, nachdem sie abgossen sind. „So kann man sie dann auch mal 15 Minuten stehen lassen, wenn man noch mit der Soße zu tun hat.“

Während die Pasta noch ihrem Al-Dente-Zustand entgegenkocht, bereitet Frank Buchholz die Soßen zu. Er hat sich für zwei gängige Varianten entschieden, die jeder einfach nachkochen kann: ein Basilikumpesto und einen Tomatensugo mit Burrata, einer frischeren Variante des beliebten Mozzarella-Käses. „Das Pesto kann man am schnellsten selbst machen, und es hält sich in einem Glas drei bis vier Wochen im Kühlschrank“, sagt Buchholz. Das Glas mit Alufolie abdecken – „dann oxidiert das Pesto nicht“.

Währenddessen gibt er geröstete Pinienkerne, Knoblauch, Salbeiblätter und Basilikum in einen Mixer. Das Basilikum hat er im Bund mit Wurzeln gekauft. „Beim Waschen sollte die Wurzel noch dran sein, sonst geht der Geschmack verloren.“ Noch besser sei es, das Basilikum gleich im Topf zu waschen und erst danach zu ernten. Zu guter Letzt kommt noch Zitronensaft in den Mixer, damit das Pesto lange seine



Für uns am Herd: Frank Buchholz Foto Frank Röth

grüne Farbe behält. Kurz mixen, mit Salz und Pfeffer würzen, Olivenöl dazu und noch einmal kurz mixen, bis die richtige Konsistenz erreicht ist.

Auch der Tomatensugo mit Burrata braucht nicht lang. Schalotten und Knoblauch werden in der Pfanne angeschwitzt. Dann gibt der Koch die Tomaten hinzu, wirft eine reichliche Prise Salz hinterher und löscht alles mit Balsamico-Essig ab. „Nun muss es nur noch einkochen und mit Salz, Zucker und Cayennepeffer abgeschmeckt werden.“ Buchholz hackt noch etwas Basilikum, um es später mit dem Sugo unter die Nudeln zu heben. Mit der Kelle richtet er die tomatengetränkte Pasta auf einem Teller an und gibt die Burrata in großen Stücken darüber. Die Pasta sollte noch heiß sein, damit der Frischkäse liebevoll mit ihr verschmilzt. Wie sagte Sophia Loren? „Pasta isst man am besten, wenn man sie wie ein Staubsauger einatmet.“

Videos und Rezepte unter [faz.net/einfachkochen](http://faz.net/einfachkochen)



# KANN MAN KUNST SCHMECKEN?

ENTDECKEN SIE DIE 3. MUMM ART-EDITION.  
EXKLUSIV GESTALTET VON KUSTAA SAKSI. AB APRIL IM HANDEL. NUR FÜR KURZE ZEIT.

[WWW.MUMM-SEKT.DE](http://WWW.MUMM-SEKT.DE)

f @ #MUMMSEKT

# NEW WINE LAND

Neuseeland ist faszinierend. Das gilt erst recht für den Wein, der auf den beiden Inseln gekeltert wird. Unterwegs zu erstaunlichen Entdeckungen.

Von Peter Badenhop

Der Anflug ist ein bisschen rustikal. Man könnte auch sagen: beängstigend holprig. Das Flugzeug sackt plötzlich ab, die Berge sind zum Greifen nah, alles ruckelt, wackelt und klappert, das ganze Flugzeug beginnt zu vibrieren. Aber was soll's – Neuseeländer lassen sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen. Und so sind es nur die Touristen, die sich auf den letzten Metern vor der Landung des Airbus an ihre Sitzlehnen klammern. Gut, dass der Kapitän erst hinterher mit gelassener Stimme berichtet, die drei Flugzeuge vor uns hätten wegen des schlechten Wetters umdrehen und in Christchurch landen müssen, das knapp 500 Kilometer weiter nördlich liegt.

Auf dem Rollfeld peitscht der Regen, und die tiefhängenden Wolken lassen kaum einen Blick auf die schneebedeckten Gipfel in der Umgebung zu. „Welcome to Queenstown – the Adventure Capital of the World“. Der kleine Provinzflughafen ist voller Leute: deutsche Urlauber in Funktionskleidung, amerikanische Backpacker mit riesigen Rucksäcken, chinesische Pauschaltouristen in Sandalen. Überall im Terminalgebäude stehen Touren-Anbieter in kurzen Hosen und coolen T-Shirts. Sie haben alles im Programm, was die Abenteuer-Industrie zu bieten hat: Fallschirmspringen, Bungee-Jumping, Jetboat-Fahren, Wild-Water-Rafting, Kanu-Touren, Mountain-Bike-Rundfahrten, Wildnis-Wanderungen. Die Neuankömmlinge haben die Wahl. Nur von Pinot Noir ist keine Rede.

Ausgerechnet! Denn den Rotwein hat dieser abgelegene Landstrich auf Neusee-

lands Südsinsel, der auch im Sommer manchmal unwirtlich ist, überhaupt erst bekannt gemacht. Das rote Gold aus Central Otago hat in den vergangenen zwei Jahrzehnten die Welt im Sturm erobert.

Auf dem kleinen Flughafen in Queenstown ist davon nichts zu erahnen. Dafür müssen sich die Gäste schon auf den Weg Richtung Norden und Osten machen. Bei den Winzern in Gibbston, Bannockburn, Lowburn, Bendigo und Wanaka muss man selbst sehen und schmecken, was es mit dem Spätburgunder vom anderen Ende der Erde auf sich hat.

Gold hat in Central Otago schon einmal eine wichtige Rolle gespielt. Kein rotes oder schwarzes, nein, ganz goldenes Gold lockte Mitte des 19. Jahrhunderts die ersten Siedler an die östlichen Ausläufer der neuseeländischen Alpen. Zehntausende aus Europa und Australien strömten von 1861 bis 1863 in das unzugängliche Land. Noch heute zeugen Orte wie Arrowtown und Lawrence von dem Rausch. Hysterisch buddelten sich die Glückssucher durch die Erde – und zogen nach ein paar Jahren frustriert wieder ab. Die wenigsten waren reich geworden, nur wenige blieben.

Es dauerte knapp 130 Jahre, bis ein Österreicher einen zweiten Boom hervorrief – mit Pinot Noir. Rudi Bauer ist ein bescheidener Mann, aber selten hat ein einzelner Winzer ein Anbaugebiet so beeinflusst wie er Central Otago. Im weißen Hemd und in Jeans steht er bei inzwischen wieder strahlendem Sonnenschein in seinem Weinberg in Bendigo oberhalb von Lake Dunstan und erzählt mit unverkennbar alpenländischem Akzent („Meine Frau und meine Kinder sind klassische Kiwis, aber ich bin und bleibe Österreicher“), wie



Am anderen Ende der Welt leuchtet der Wein: In wenigen Jahrzehnten hat sich Neuseeland – hier ein Weingut auf der Insel Waiheke bei Auckland – zu einer Nation großer Tropfen entwickelt.

er 1985 mit einer Arbeitsgenehmigung für sechs Monate nach Neuseeland kam – und blieb. Central Otago mit den Bergen und hügeligen Ebenen, den großen Temperaturschwankungen und dem trockenen, kontinentalen Klima hat ihn von Anfang an fasziniert. Und er hat gleich daran geglaubt, dass sich in dieser Gegend, die wie eine Mischung aus schottischem Hochland und südafrikanischem Westkap wirkt, sehr komplexe und reintönige Spätburgunder keltern lassen.

Ein paar Kilometer weiter nördlich, im damals noch jungen Weingut Rippon am Lake Wanaka, bekam er Ende der Achtziger seine Chance. Schnell löste er den Burgunder-Rausch aus: 1991 gewann er mit seinem Pinot Noir einen ersten Preis. Danach gab es kein Halten mehr. Schon bald zogen immer mehr Weinmacher in die Region am 45. Breitengrad. Heute zählt das südlichste Anbaugebiet der Welt insgesamt 175 Betriebe, und es dürften in den näch-



Revolutionär: Winzer Rudi Bauer

sten Jahren weitere dazu kommen. „Das Besondere an unseren Pinots ist ihre Reinheit, ihre Klarheit, dieser präzise Ausdruck der Rebsorte mit ihrer süßen Frucht und ihren Gewürznoten“, sagt Bauer, der längst seinen eigenen Betrieb führt. „Sie haben diese intensive Ausstrahlung und Lebendigkeit, die typisch für Neuseeland ist.“

Quartz Reef heißt Bauers Weingut. Es hat etwa 30 Hektar und wird von dem Sechsfünfzigjährigen biodynamisch bewirtschaftet, also nicht nur biologisch, sondern unter Beachtung weiterer Regeln zur Nachhaltigkeit und Ganzheitlichkeit. Er macht kraftvolle, fruchtige und dennoch vergleichsweise herbe und elegante Tropfen, die eher an einen deutschen Spätburgunder als an einen Pinot Noir aus dem Burgund erinnern.

In Rippon, wo die Pinot-Revolution ihren Ausgangspunkt hatte, macht inzwischen Nick Mills, Sohn der Gründer Rolfe und Lois Mills, die Weine – bekannt für seine Angewohnheit, immer und überall barfuß herumzulaufen. Das Familienweingut bietet einen der spektakulärsten Blicke der gesamten Weinwelt – auf Lake Wanaka, Ruby Island und die auch im Sommer schneebedeckten Gipfel. Mills war in seiner Jugend ein begnadeter Skifahrer und nur wegen einer Knieverletzung nicht im Kiwi-Olympia-Team 1998. Er studierte Weinbau in Burgund, brachte viele Ideen aus der alten Welt mit und machte sein Weingut zu einem Vorzeigebetrieb. Auch er setzt seit einigen Jahren auf biodynamische Produkte.

Und er glaubt an das Potential seiner Heimat: „Wir stehen erst am Anfang einer sehr langen Reise.“ Central Otago ist das jüngste Anbaugebiet Neuseelands. Aber

auch die anderen neun Regionen sind im internationalen Vergleich noch jung. Kein anderes Weinland hat jemals eine derart schnelle Entwicklung erlebt. An einigen Orten auf der Nordinsel wurden zwar schon in der Kolonialzeit Anfang des 19. Jahrhunderts Rebstöcke gepflanzt und auch Weine gekeltert. Modernen Weinbau gibt es aber erst seit knapp 40 Jahren – ein Wimpernschlag im Vergleich zur tausendjährigen Weintradition in manchen Regionen Europas. Die ersten Reben, die für eine kommerzielle Produktion geeignet sind, wurden erst in den siebziger Jahren nach Neuseeland importiert – unter anderem Müller-Thurgau aus Deutschland. Noch 1978 gab es auf der Nordinsel nur ein paar Dutzend Weinbaubetriebe und auf der Südsinsel gerade einmal drei. Heute sind es insgesamt 675, davon mehr als die Hälfte auf der Südsinsel. 1990 lag die Anbaufläche im ganzen Land bei weniger als 5000 Hektar, inzwischen sind es mehr als 36.000 Hektar.

Von den meisten anderen Weinländern unterscheidet sich Neuseeland durch die außergewöhnliche Vielfalt. Die beiden Pazifikinseln erstrecken sich über mehr als 1500 Kilometer von Nord nach Süd, und die landschaftlichen und klimatischen Bedingungen sind so facettenreich wie zwischen Nordafrika und Nordeuropa. So werden von den Kiwi-Winzern im trockenen, kühlen Süden feine Pinot Noirs und Rieslinge gekeltert, während sie im feuchten, heißen Norden wuchtige Tropfen aus Syrah- und Merlot-Trauben auf die Flaschen ziehen. Die mit Abstand wichtigsten Rebsorten sind zwar Sauvignon Blanc und Pinot Noir. Aber längst sind auch Chardonnay, Gewürztraminer, Pinot

Gris, Cabernet Sauvignon, Malbec und Semillon zu finden. Selbst exotische Sorten wie der iberische Albarino, der südafrikanische Pinotage und der italienische Arneis haben in manchen Weinbergen ihren Platz gefunden. Rudi Bauer hat aus seiner Heimat gar Grünen Veltliner hergeholt – „Rudi's Gruner“ ist ein Tropfen mit kräftigen Zitrus-, Aprikosen- und Pfeffernoten ganz in österreichischer Tradition.

Der Aufstieg begann mit Sauvignon Blanc. Noch immer ist die von der Loire stammende Traube die mit Abstand wichtigste Rebsorte und macht mehr als die Hälfte der Anbaufläche und 85 Prozent der neuseeländischen Weinexporte aus. Kevin Judd stand vor 30 Jahren am Beginn dieser Bewegung. Sein „Cloudy Bay“, benannt nach einer langgezogenen Bucht in Marlborough, sorgte mit enormer Frische und überschwänglichen Aromen von Gras, Stachelbeeren und Melone für Furore. Noch heute gilt er vielen Kritikern als be-



Quelle: New Zealand Wine/F.A.Z. - Karte lev.

ster Sauvignon Blanc der Welt. In Neuseeland führte der Erfolg zu einer regelrechten Sauvignon-Industrie, die den „Cloudy-Bay“-Stil zum Trend gemacht und mit der extremen Fruchtigkeit vor allem junges Publikum angesprochen hat.

Marlborough ist auch heute noch das größte und wichtigste Anbaugebiet Neuseelands. Rund um die Kleinstadt Blenheim erstrecken sich entlang der Cloudy und der Clifford Bay endlose Rebflächen. Einige der Großkellereien wirken aus der Luft wie Fabriken inmitten des ausgedehnten Grüns. Aber es gibt auch viele kleinere *Boutique Wineries*, die auch Rebsorten jenseits des allgegenwärtigen Sauvignon Blanc eine Chance geben. Etwa der einstige „Cloudy Bay“-Macher Kevin Judd, der in seinem neuen Weingut Greywacke neben sensationellen Sauvignons auch bemerkenswerten Chardonnay und Pinot Gris keltert. Oder der aus Großbritannien stammende Weinmacher Andrew Hedley vom Weingut Framingham, der sich mit Riesling einen Namen gemacht hat und vor allem Besucher aus Deutschland das Staunen lehrt mit seinen trockenen und süßen Tropfen, die es mit jedem großen Riesling von der Mosel oder aus dem Rheingau aufnehmen können.

Ein wenig im Schatten des übermächtigen Marlborough stehen die anderen Anbaugebiete Neuseelands: das winzige Nelson auf der anderen Seite der Marlborough Sounds, der fjordartigen Landschaft an der Nordspitze der Südsinsel; das äußerst dynamische Waipara Valley nahe der immer noch vom Erdbeben gezeichneten Stadt Christchurch; aber auch die schon etablierten Regionen auf der Nordinsel wie Hawk's Bay und Wairarapa. Vielleicht

das auffälligste Merkmal der Kiwi-Winzer: ihre Innovationskraft und Neugierde. Überall erschließen sie neue Lagen und experimentieren mit alternativen Produktionsverfahren. Viele arbeiten wie Rudi Bauer und Nick Mills nach biodynamischen Grundsätzen, andere nutzen wilde Hefen und verzichten auf Filtration oder Schöpfung, und Dom Maxwell aus dem Waipara-Tal lässt seine Moste gar direkt im Weinberg gären, weil er ihnen den Keller nicht zumuten und sie in ihrer natürlichen Umgebung belassen will.

Das offensichtlichste Beispiel für den Pioniergeist ist wahrscheinlich der Umgang mit Korken. Während sich die meisten Winzer in Europa trotz der enormen Probleme mit dem Naturprodukt nur langsam von ihrem Traditionsverschluss trennen können, haben die Kiwis Fakten geschaffen. Nachdem sie in den Jahren 1999, 2000 und 2001 bis zu 20 Prozent ihrer Produktion durch Korkfehler verloren hatten, stellten mehr als 90 Prozent der Betriebe auf Schraubverschlüsse um. „Das ist das klassische Beispiel dafür, dass wir nicht den Ballast der Tradition mit uns herum-schleppen müssen und dadurch flexibler und schneller sind“, sagt Rudi Bauer.

Der Österreicher hat schon die nächste Innovationsrunde eingeläutet. Außer seinem Pinot Noir macht er nun auch drei hochwertige Schaumweine in traditioneller Flaschengärung. Das ganze Weinland ahmt ihn nach. Sogar im Sauvignon-Heartland Marlborough hat ein Dutzend Winzer die Vereinigung „Méthode Marlborough“ gegründet, um ihre anspruchsvollen Schaumweine zu vermarkten. Vielleicht kommt da noch etwas Neues vom anderen Ende der Welt auf uns zu. ◀

# NIX WIE HEIM!



Die Luft riecht nach sandigem Staub. Glühende Hitze, die Straße flimmert. Ein Schild deutet auf eine Bushaltestelle hin. Ein Bus ist nicht zu sehen. Die Landschaft ist braun, weit und breit kein Schatten. Jede Minute fühlt sich an wie eine Stunde. Irgendwann sitze ich tatsächlich in einem Bus, der überfüllt ist mit lärmenden Italienern aller Altersklassen. Das nennt sich südliche Lebensart, steht in meinem Reiseführer. Der Busfahrer bleibt die Ruhe selbst.

Hochsommer in Cagliari. Die Hauptstadt Sardinien gilt als „glücklichste Stadt Italiens“. Eine „lebendige Inselmetropole“, „von geradezu karibischer Schönheit“, mit „stimmungsvollem Burgviertel“, ein Ort der „Studenten, Künstler und Intellektuellen“ – die Beschreibungen überschlagen sich. Nach zwölf Jahren Urlaubspause war es an der Zeit, das zu tun, was alle tun: einfach mal wegfahren.

Reisen ist schließlich hip. In ferne Länder fliegen, alles hinter sich lassen. Sonne, Spaß und Abwechslung; Entspannung, Erholung und Abenteuer. Wer regelmäßig eine Reise macht, liegt in privilegierten Gesellschaften im Trend. Verreisen ist normal. Nicht zu verreisen ist nicht normal. Man wird dann aus dem Mehrheitsdiskurs ausgeschlossen. Die Reaktionen: Mitleid, Staunen, Kopfschütteln. Vielreiser können dagegen immer mitreden: „Letztes Jahr war ich auf den Malediven und das Jahr davor in Sibirien und ein paar Monate vorher, das war vielleicht wieder atemraubend, der Roadtrip durch die afrikanische Wüste...“ Und so weiter.

Mit Vorliebe wohnen Vielreiser dieser Art in Stadtvierteln wie Prenzlauer Berg, und sie lassen nur dieses eine Mal das Prinzip der Nachhaltigkeit außer Acht. Selbstverständlich wird der Billigflieger gebucht, damit der ansonsten hohe Lebensstandard gehalten werden kann. Reisen mit Anspruch gehört schließlich zum Savoir-vivre. Kosten? Geld? Einkommensgrenzen? Wen schert's! Reisen ist hip, und hip zu sein ist angesagt, und angesagt sein will jeder.

Höchste Zeit also, sich an Hegel zu halten. Aus der Negation der Negation geht Affirmation hervor, so etwas Ähnliches schrieb er doch mal, und in der Tat findet sich beim Thema Reisen allerlei Affirmatives: „Ab in den Urlaub!“ – „Discover your planet!“ – „Einfach urlaubiger!“ – „Trauminsel, Traumpreis!“ – „Las Vegas Luxusknaller!“ – „Idylle in Hülle und Fülle!“ Es ist für jeden etwas dabei: Singlereisen, Gruppenreisen, Familienreisen, Reisen ohne Kinder, Partyreisen, Sportreisen, Abenteuerurlaub.

Herausfordernd kann das allerdings für Menschen sein, die selbstständig tätig oder in Anstellungsverhältnissen beschäftigt sind, die sie überwiegend selbst strukturieren müssen, wie an der Universität. Hier fließt alles zusammen: Arbeit, Freizeit, Urlaub. Die einen nehmen sich immer Urlaub, die anderen kennen nichts als Arbeit. Ich gehöre zu denen, die schon immer der Ansicht waren, dass Freizeit überbewertet wird. Durch den Wechsel in die Privatwirtschaft erfolgte der dialektische Fortschritt im Sinne Hegels erzwingenmaßen: Die Negation des Reisens half nicht mehr weiter. Urlaub ist Pflicht, das will der Arbeitgeber so. Also galt es, die Negation zu negieren, aus der heraus die neue Affirmation entstand: Ich reise gern. Ehe ich mich

Im Urlaub verweist man, so ist das nun mal. Und wer da nicht mitmacht, ist nicht normal.

Was aber, wenn aus der Traumreise ein Alptraum wird?

Von Hannah Bethke

versah, fand ich mich eingequetscht zwischen Menschenmassen im Gang zum Billigflieger wieder.

Landung in Cagliari, der Stadt, die glücklich macht. Am Flughafen bläst mir ein abendlicher Sommerwind ins Gesicht. Ich laufe ins Castello-Viertel, wo die Künstler und Intellektuellen wohnen, wie mein Reiseführer weiß. Irgendwo hier sind sie bestimmt. Eine Garagentür bringt mich zurück in die Realität. Die Hausnummer zeigt: Es ist meine Unterkunft. Airbnb natürlich. Billig. Super. Hip. Würde mir gesagt. Meine Airbnb-Unterkunft ist dunkel. Sehr dunkel. Es riecht nach Keller. Und es sieht auch so aus. Ein jungdynamischer Italiener ist gerade dabei, Wasser vom Boden zu wischen. Es tropft aus der Decke. „Hey-ey“, ruft er und erzählt in italienischem Englisch von einem Wasserrohrbruch bei der Nachbarin. Aber: „no problem“. Alles wieder trocken. Aha? Sieht gar nicht so aus.

Schon steht die Nachbarin in der Tür. Sie lacht, raucht Kette und redet wie ein Wasserfall. „Ciao-o.“ Der Italiener drückt mir die Schlüssel in die Hand und verschwindet. Der Fußboden aus Stein ist so schmutzig, dass man nach drei Schritten pechschwarze Füße hat. Alles fühlt sich klamm an. Ich fliehe aus dem dunklen Loch und laufe durch die engen Gassen der Stadt. „Allzu freizügige Strandkleidung“ sei in Cagliari unangebracht, besonders



Auf der Suche nach dem Glück: über den Dächern von Cagliari

beim Abendessen, sagt mein Reiseführer. Zweifel wachsen, ob der Autor in derselben Stadt war. Heiße Hotpants, wohin das Auge blickt. Immerhin. Ich reise gern.

Doch der Ort der Künstler und Intellektuellen entpuppte sich als Treffpunkt für ein Publikum, das eine Affinität zu Dorfdisco-Charts in mieser Soundqualität hat. Und der kulinarische Hochgenuss? Ich habe in Cagliari die versalzensten schlechten Nudeln meines Lebens gegessen. Im Botanischen Garten ist alles braun und vergammelt. Na ja, es ist Hochsommer. Dennoch: Wer dieses Elend bestaunen will, muss vier Euro Eintritt zahlen.

Der Nationalpark in der Nähe von Puetto taugt ebenso wenig. Wenn Caglianer sagen, „gehe nach rechts“, sollte man nach links oder geradeaus gehen, aber auf keinen Fall wirklich nach rechts. Wenn sie sagen, im Nationalpark seien immer Flamingos, kennen sie Flamingos schlecht. Denn kein Flamingo der Welt (naja, fast keiner, vielleicht fünf von den 200) begibt sich freiwillig in eine derartige Umgebung. Ich tat es, nachdem ich aus der Airbnb-Unterkunft ins Hostel geflohen war. Ich reise gern.

Ob die Reise-Affirmation auch für die Tierwelt gilt? Ich sah in der Stadt wenig Vögel. Eine Hafenstadt mit vielleicht zwei Singvögeln und drei Möwen – und die hatten es auf mich abgesehen. Eine offenbar besonders ausgehungerte Möwe hätte mich um ein Haar attackiert, wäre ich nicht gerade noch ausgewichen. Cagliari, die Stadt, die glücklich macht. Katzen gibt es auch kaum welche, dafür aber Kakerlaken und Skorpione. Zumindest hauste in meiner ersten Unterkunft ein handgroßes Exemplar. Am Hafen – an dem außer pubertären Boy- und Girlfriends nicht viel anzutreffen ist – versuchte sogar ein Fisch, mich anzugreifen, als ich ahnungslos meine nackten Füße über die Pier baumeln ließ. Im Affenzahn kam er an der Wasseroberfläche auf mich zu. Ich zog die Füße hoch, Rettung in letzter Sekunde.

Ach ja, die Insel-Idylle. Der Stadtstrand und die Bucht waren überfüllt mit italienischen Touristen, wie man es sich für die Hochsaison hätte denken können, aber nicht glauben wollte. Die Italiener, zumindest die auf Sardinien, schätzen das Wasser offenbar nicht sehr. Es schwimmt so gut wie keiner, dafür gibt es von morgens bis abends, Liege an Liege, lautstarke kommunikative Dauerbeschallung.

Ich steige in den Billigflieger zum Rückflug. Richtig entspannt wirken die Passagiere nicht. Ein paar Sitzreihen weiter faucht eine Mutter ihre kleine Tochter an: „Ich bestimme, wie der Rest deines Lebens verläuft, also sei lieb zu mir.“ Ein neben mir sitzender Vater sagt zu seinem Kind: „Wenn du lieb bist, kriegst du Gummibärchen.“ Ich frage ihn, ob ich auch welche bekomme, wenn ich lieb bin. Kurz darauf funkeln fünf goldene Gummibärchen in meinen Händen. Wenigstens das.

Zurück in Berlin werde ich daran erinnert, dass auch hier Hochsaison herrscht. Die Stadt ist überschwemmt von nervigen Touristen, adipös, ahnungslos, unachtsam, doof im Weg stehend. Wahrscheinlich wird in jedem Reiseführer Prenzlauer Berg als der Sightseeing-Ort schlechthin empfohlen. Mit Künstlern und Intellektuellen.

Noch drei Tage. Dann darf ich endlich wieder zur Arbeit gehen. ◀

FOTO HANNA BETHKE

Gewinner des TIPA-Awards

## „Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine



IHR FOTO ALS  
GALERIE-ABZUG

120 x 80 cm

48,95 €

Michael Himpel, bei LUMAS.DE, Rahmung optional



## Bringen Sie Ihre Fotografie an die Wand. In Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre schönsten Erinnerungen unter Acryl, gerahmt, als Großabzug.  
Made in Germany. Hochladen und Wunschformat festlegen - sogar von Ihrem Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin / Düsseldorf / Hamburg / München

 WHITE WALL

Nach Mauritius kommen die Menschen wegen der Sonne und wegen des Strands. Zu Recht. Die weißen Sandstrände gibt es vor allem im Westen. Da werden nicht nur Stoffe oder Kokosnüsse angeboten – sondern auch Schnorcheln, Tauchen und Parasailing.



Zu festlichen Anlässen wird die Haut mit traditionellen Mustern verziert. Dieses handwerkliche Kunststück entstand zum Lichterfest am 30. Oktober. Dann schmückt man die Häuser mit Lichterketten und wünscht sich einander Glück.

# Grüße aus



Die Insel im Indischen Ozean macht mit Sonne und Stränden viel Staat.

Von Holger Appel

Gibt es irgendwo einen größeren Pool? Das Fünf-Sterne-Resort Trou aux Biches ist eines der schönsten Hotels der Insel, mit traumhaftem Sandstrand. Durch die Renovierung und Erweiterung ist die einst familiäre Anlage moderner und weitläufiger geworden. Einige Zimmer haben sogar eigene kleine Schwimmbäder.



Wer gern auf Märkte geht, wird in der Hauptstadt Port Louis fündig. Dorthin geht es mit Mietwagen, Taxi oder den günstigen Bussen. Zum Glück verschwinden die rufenden Leyland-Busse aber aus dem Straßenbild – auch hier wird Umweltschutz wichtiger.



Jardin de Pamplemousse heißt der botanische Garten, der Blumenfreunde begeistert. Auf 37 Hektar gedeihen im Nordosten der Insel ungewöhnliche Pflanzen. Die erfahrenen Führer wissen interessante Geschichten zu erzählen – und sind mangels Nachwuchs die hier am stärksten vom Aussterben bedrohte Spezies.



Baden gehen kann jeder, aber Wasserskifahren? In den großen Hotels gehört das zum Inklusivangebot. Von den ersten Versuchen auf zwei Brettern bis zur tollkühnen Fahrt mit dem Monoski oder dem Wakeboard schluckt man zwar einige Liter Indischen Ozean. Aber der Spaß ist es wert.



Wenn der Tag geht, kommt Stimmung auf. Die Farben von Sonne und Meer verzaubern, die Gerüche betören. An den Stränden machen Einheimische Musik. Die Menschen sind freundlich und offen – das weiß auch manche gemeine Mücke zu nutzen.

#FEELAUSTRIA

die lassen  
wir uns treiben  
Leichtigkeit



Österreich  
ankommen  
und aufleben



Ihre persönliche Urlaubsberatung  
gebührenfrei unter 00800 400 200 00.

austria.info



Keine Flugangst mehr: Der VinGardeValise beherbergt Weinflaschen aller Art.

Fotos Frank Röth

# HIGH AND DRY

Weinflaschen im Flugzeug zu transportieren ist heikel. Mit diesen Transportboxen können Sie sich entspannt zurücklehnen. *Von Daniel Deckers*

Schon einmal mit dem Gedanken gespielt, Weine aus dem eigenen Keller Freunden in Übersee anzubieten oder auch nur zu einer Probe nach Bordeaux mitzunehmen, nur eine Flugstunde entfernt? Oder schon einmal vor der Frage gestanden, wie ein wertvolles Geschenk in Gestalt von zwei oder drei Flaschen den Transport von Australien oder Uruguay nach Hause heil überstehen könnte?

Die klassische Lösung lautete etwa so: Flaschen bruchsticher verpacken, üppig in Kleidung einwickeln, in den größtmöglichen Koffer verstauen und bis zur Ankunft beten, dass nichts zu Bruch geht. Mittlerweile geht es auch anders, zum Glück.

Vor zwei Jahren fiel uns eine in Frankreich entwickelte Transportbox für wahlweise drei oder sechs Flaschen auf. Sie hört auf den ganz und gar nicht französischen Namen Transbottle, ist in der großen Version gerade einmal 1,1 Kilogramm leicht und hält laut Hersteller selbst bei einem Aufprall aus zwei Metern Höhe allen zerstörerischen Kräften stand (wir haben es nicht ausprobieren wollen). Der aus schwarzem Polypropylen hergestellten Box fehlt es auch nicht an einem Spanngurt samt einem TSA-zertifizierten Zahlenschloss. So kann der Transbottle nicht nur auf dem Gepäckträger eines Fahrrads oder im Kofferraum eines Autos verstaut werden, sondern guten Gewissens auch bei Flugreisen als Gepäckstück aufgegeben werden.

Wenn, ja wenn man es mit der Tradition hält und keine anderen Flaschenformen duldet als die klassischen Bordeaux-, Burgunder- oder die schlanken Schlegelflaschen, in denen seit rund 200 Jahren der Wein vom Rhein und seinen Nebenflüssen auf den Weltmarkt kommt. Wer dagegen auf die wuchtigen „Große Gewächse“ (GG) aus

den Kellern der Mitglieder des Verbands der Prädikatsweingüter (VDP) schwört, ein Faible für Frankenwein hat und den Bocksbeutel nicht missen will oder gar mit Magnum-Flaschen unterwegs sein möchte, der schaut buchstäblich in die Röhre. Der Hals der GG-Flaschen ist so lang, dass der Deckel nicht schließt. Mit Frankenwein hatten es Franzosen erstaunlicherweise noch nie (da war doch wirklich mal vom „Steinberger de Würzburg“ zu lesen). Und die immer beliebter werdenden Magnumflaschen – na ja, auch noch anspruchsvoll werden? In allen anderen Fällen: Deckel drauf, Gurt strammziehen, und los geht's.

Wer sich indes alle Transport- und damit alle Genussoptionen offenhalten will, der sollte zu den neuen Versionen eines Transportkoffers greifen, der in den Vereinigten Staaten entwickelt wurde. Er hört auf den gar nicht englischen Namen VinGardeValise, was aber nichts zur Sache tut. Der Koffer wird in zwei Größen angeboten, von denen die kleinere höchstens acht Flaschen aufnimmt. Leer wiegt dieser Koffer immerhin 4,1 Kilogramm. Aber



Bisher der Standard: Der Transbottle wird mit Spanngurt und Zahlenschloss gesichert und kann als Gepäckstück aufgegeben werden.

dank seiner geringen Abmessungen entspricht er den Bestimmungen der meisten Fluggesellschaften für Bordgepäck. Der VinGardeValise Grande (auch das Spanische lässt grüßen) kann sogar bis zu zwölf Flaschen aufnehmen, ist aber technisch mit dem kleinen identisch: Hülle aus Polycarbonat, umlaufende Reißverschlüsse, Spanngurte, integriertes TSA-Zahlenschloss. Das Ganze ist auf vier leichtgängigen Rollen gelagert, so dass der Koffer mit einem ausziehbaren Aluminium-Griff bequem geschoben werden kann – bei einem Gesamtgewicht von gut und gerne 20 Kilogramm (bei zwölf Flaschen) ist das eine nicht zu verachtende Erleichterung.

Sorgen um den kostbaren Inhalt muss man sich nun nicht mehr machen. Jede Flasche ist einzeln in einem Einsatz aus Schaumstoff so gut gepolstert, als läge sie in Abrahams Schoß. Unterschiedliche Flaschengrößen sind kein Problem. Die Standardeinsätze nehmen Bouteillen bis zu einer Länge von 37 Zentimetern auf. Einsätze, die auf fast jede beliebige Flaschenform zugeschnitten werden können, sind als Zubehör erhältlich. Bocksbeutel oder Magnum-Flaschen müssen also nicht länger zu Hause bleiben. Auch Freunde von Bier, Rum, Whisky oder Gin sollten damit künftig nicht mehr auf dem Trockenen sitzen.

Übrigens ist der Koffer nicht nur variabel, was die Zahl und Form der Flaschen angeht. Ohne die Schaumstoffeinsätze ist der VinGardeValise ein vollwertiger Reisekoffer. Und wer seinen Durst zügeln kann, der füllt den Stauraum, der nicht für die Flaschen samt Einsätzen benötigt wird, mit Kleidung, Schuhen, Büchern und sonstigen Utensilien. So dürften die *flying wine-makers* bald Konkurrenz bekommen – durch *flying wine-lovers*. ◀

## SIEH MAL AN



### SEHHILFE

OLED ist nicht mehr aufzuhalten im Fernsehgeschäft – teuer zwar, aber mit erstklassiger Bildqualität. Philips legt nun nach und wertet sein Spitzenprodukt 55POS9002 mit 55 Zoll und UHD-Premium-Zertifizierung auf. Das neue Modell basiert auf Android-Marshmallow und soll mit einem P5 Prozessor noch schwärzeres Schwarz darstellen, was zugleich lebendigere Farbtöne erlaubt. Das für Philips typische Rundumlicht mit dem Namen Ambilight ist inklusive. Von Juli an ist das Gerät für unverbindliche 3199 Euro zu haben. (hap.)



### KÜCHENHILFE

Parmesan, am liebsten frisch, gehört zu den beliebtesten Käsesorten. Aber wohin mit dem angeriebenen Stück? Von Fackelmann gibt es jetzt eine Reibe, die zugleich Frischebox ist. Die Form ist den üblichen Käsecken angepasst und erlaubt eine leichte Luftzirkulation, um Schimmel zu verhindern. Der geriebene Käse wird in der unteren schwarzen Schale aufgefangen. Das Oberteil ist aus transparentem Kunststoff, könnte aber etwas griffiger sein. Alle Teile sind spülmaschinengeeignet. Von elf Euro an im Handel. (Web.)



### WINTERHILFE

Der nächste Winter kommt bestimmt, und wer bei der Jugend punkten will, muss sich was einfallen lassen. Vökl setzt mit dem Allmountain-Ski Kanjo auf eine lässige schwarze Optik. Damit der Spaß übers Anschauen hinausgeht, fährt der Tip&Tail-Rocker mit frischem Titanalband. Dafür wird unten eine Lage weggelassen. Leichter soll der Ski damit sein und trotzdem sportlich. Erster Eindruck: Keine Pistensau, aber gut für Schwünge, die auch mal ins Abseits führen dürfen. Ab kommenden Saison. (hap.)

FOTOS HERSTELLER

Baldessarini  
BALDESSARINI  
COOL FORCE



SEPARATES THE MEN FROM THE BOYS

# The Time of My Life

Patrick Swayze war cool, romantisch, draufgängerisch. Auch dank seines Outfits. Nun kann man es auf einer Auktion ersteigern.

Von Felicitas Rhan

**D**reißig Jahre ist es her, dass Tanzlehrer und Frauenschwarm Johnny nicht nur Baby mit seinem Hüftschwung um den Verstand brachte. Im Kultfilm „Dirty Dancing“ von 1987 tanzte sich Patrick Swayze in die Herzen von Millionen Frauen. Die Kombination aus verruchtem Mambo und lässiger Rock-Attitüde des Draufgängers ergab einen Charme, der auch heute noch wirkt, siebenhalb Jahre nach dem frühen Tod des Schauspielers.

Für einen imaginären Auftritt mit Patrick Swayze hält die Versteigerungsfirma Julien's Auctions in Los Angeles nun die passende Garderobe bereit. Am 28. und 29. April kommt dort Johnnys Lederjacke aus „Dirty Dancing“ unter den Hammer, mit einer Schätzung von 4000 bis 6000 Dollar. In der schwarzen Jacke hat Swayze seinen ersten Auftritt im Film: Die Lederjacke lässig über die Schulter geworfen, bestreitet er als Johnny Castle die Einweisung der Angestellten im Ferienresort „Kellerman's“, während die höhere Tochter Baby, gespielt von Jennifer Grey, die Szene heimlich beobachtet und Hals über Kopf dem gutaussehenden Kerl verfällt.

Den ganzen Film hindurch dient das Kleidungsstück als Symbol für Swayzes Image als *bad boy*. Bis es zum krönenden Finale kommt – in der Jacke. Nach allerhand dramatischen Liebes-Misverständnissen fällt der bekannteste Satz des Films: „Mein Baby gehört zu mir!“ Johnny in der Lederjacke erteilt Babys Vater diese Auskunft, holt sie aus der Ecke des Restaurants und zieht sie unter dem Beifall seiner Tanztruppe zur Bühne. Dort hält er, sonst nicht der große Redner, ein kurzes Plädoyer für mehr Courage, bevor es zum finalen Tanz „(I've Had) The Time Of My Live“ kommt, mit glücklicher Hebefigur – aber ohne Lederjacke.

Wem Johnny in „Dirty Dancing“ zu draufgängerisch war, den kleidet vielleicht ein anderes Los der Auktion „Hollywood Legends“ mit Erinnerungstücken an den Schauspieler, der 2009 im Alter von 57 Jahren an den Folgen von Bauchspeicheldrüsenkrebs starb. Romantiker werden das bordeauxrote langärmelige Poloshirt aus Seide sofort erkennen, das in „Ghost“ fast den gesamten Film hindurch am durchtrainierten Oberkörper haftete.

Die tragische Liebesgeschichte mit Whoopi Goldberg in einer oscarprämiierten Nebenrolle wurde 1990 zum Kassenschlager. Der Geist des gestorbenen Bankers Sam, Swayze im roten Shirt, rettet mit Hilfe eines Mediums, das Goldberg darstellt, die Liebe seines Lebens, die Künstlerin Molly, verkörpert von der damals fast unbekanntenen Demi Moore. Die gemeinsame Liebeszene beim Töpfern, wengleich ohne das weinrote Hemd, führt noch heute bei manchen

Für echte Kerle: Johnnys Lederjacke aus dem Film „Dirty Dancing“ wird auf 4000 bis 6000 Dollar geschätzt.

Für Sportsfreunde: Bodhis Surfbrett aus dem Film „Point Break“ soll mindestens 4000 Dollar Erlösen.

Für Motorradfans: Die Harley-Davidson aus Patrick Swayzes Besitz ist auf 8000 bis 10.000 Dollar taxiert.



Bühnenreif: Patrick Swayze und Jennifer Grey in „Dirty Dancing“

Fans zu Schnappatmung. Sams knappe Antwort auf Mollys „I love you“ wurde in den neunziger Jahren zum geflügelten Wort: „Dito“. Für das Shirt werden 2000 bis 4000 Dollar erwartet.

Eher für Actionfreunde als für Liebesflüsterer ist Patrick Swayzes zweite Haut in Form seines Neoprenanzugs der Marke O'Neill samt Surfbrett; die Taxen dafür liegen bei mindestens 2000 und mindestens 4000 Dollar. Der Star verkörperte 1991 in dem Blockbuster „Point Break – Gefährliche Brandung“ einen Typ Mann, mit dem sich auch jeder Kerl identifizieren wollte: Bodhi – knallharter Bankräuber, begeisterter Lebemensch und Vollblut-Surfer mit blonder Lockenmähne und gestähltem Körper. Gefühlt ein Drittel des Films tummelt sich Swayze mit seinen harten Jungs im Wasser, auf der Suche nach der perfekten Welle. Alle Stunts hat er selbst gemacht. Der eigentliche Plot spielt eine untergeordnete Rolle.

Außer der Garderobe aus den Filmen bietet Julien's Auctions zahlreiche persönliche Gegenstände Swayzes an, wie alte High-School-Pokale (Taxe 1000/2000 Dollar), seine Harley-Davidson (8000/10.000 Dollar) oder seinen DeLorean (30.000/50.000 Dollar). Bereitgestellt wurden all diese Memorabilia von seiner Frau Lisa Niemi, die mit ihm seit 1975 verheiratet war. Der Auktionserlös soll der Krebsforschung zugute kommen.



Für Romantiker: 2000 bis 4000 Dollar werden für das Poloshirt des Bankers Sam aus dem Film „Ghost“ erwartet.



## ART IS calling



LUCIA GIACANI | TRUNK ARCHIVE

KILLING TIME III | 70 X 54 CM | 749 €

ECHTER FOTO-ABZUG UNTER ACRYLGLAS IM BRAUNEN MANUFATURRAHMEN  
LIMITIERT & HANDSIGNIERT

(Preise inkl. MwSt., Rahmung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Aveniso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)

FOTOS: ORS, JULIEN'S AUCTIONS (4)

THE  
LIBERATION  
OF ART

LUMAS<sup>7</sup>

ONLINESHOP UND ALLE  
GALERIEN WELTWEIT

LUMAS.DE



Oliver Valverde, der in Andalusien geboren wurde und heute in Madrid an seinem Label Oliver & Co. arbeitet, geht es nicht nur darum, ein Parfum zu erschaffen. Das Objekt soll ein Kunstwerk für sich sein. Er sieht sich als Duft-Künstler. Aber wie visualisiert man Duft? Wie visualisiert man zum Beispiel Ambergreen, ein Parfum von einer Grasbombe? „Sobald ich den Duft habe, setze ich mich mit dem Illustrator José Manuel Hortelano-Pi zusammen“, sagt Valverde. „Er fasst meine Gedanken in seinen Illustrationen zusammen. Das sind wohl die experimentellsten Arbeiten, die er macht.“ Valverde muss bei dem Satz selbst lachen. Ausgerechnet für die Verpackung von Parfum! Hier zu sehen sind die Illustrationen für La Colonia (links) und Ambergreen (rechts).



## SEIN KOSMOS

Er ist einer der radikalsten Parfümeure. Wie kommt Oliver Valverde zu seinen so klaren wie komplexen Düften?

Von Jennifer Wiebking



Oliver Valverde versteht es, das Statement-T-Shirt für seine Zwecke zu nutzen. Er trägt es nicht nur selbst, sondern macht damit auch seinen Geschäftsfreunden eine Freude – sofern das bei diesem Motiv möglich ist. „Mein Nebula-Parfum und die Arme und Hände eines Freundes. Ein anderer Freund hat alles zusammen in Photoshop zusammengesetzt.“ Nur das Tattoo auf dem linken Unterarm stammt nicht von einem Freund: „Ich war in Moskau. In einem Beauty-Laden bot man mir an, mir ein Tattoo zu stechen. Als Geschenk. In der Mitte ist das Logo meiner Marke, die geometrischen Quader gefielen mir, und die botanischen Illustrationen sind von dem Freidenker Ernst Haeckel.“ Auf dem rechten Zeigefinger sitzt ein Papierflugzeug-Motiv. „Ich habe meine Kindheit mit so gut wie nichts anderem verbracht als damit, Papierflugzeuge zu bauen.“



Die Idee zu der Nebula-Serie kam Valverde, als er ein Kunstbuch zum Thema Sternennebel durchblätterte. „Das war nicht geplant, so wie nichts an meiner Arbeit jemals einem konkreten Konzept folgt.“ Daraufhin schaute er sich in der Datenbank der Universität Harvard um. Stichwort: Teleskope. „Dort haben sie Tausende Bilder. Nicht alle sind gut, oft sind sie zu dunkel, aber manche sind so wunderschön wie dieser Ausschnitt. Ich war sprachlos: Wie kann ich diese Schönheit, diese Textur und diese Farben in Duftnoten übersetzen?“ Nebula riecht vornehmlich nach Blutorange, die es dabei nie so ganz in den Vordergrund schafft. „Dafür ist der Nebel verantwortlich.“

Alles begann mit Kerzen. Oliver Valverde, heute 35 Jahre alt, arbeitete vor sieben Jahren noch als DJ, als er eines Tages anfing, botanische Essenzen und Aroma-Moleküle zusammenzumischen und daraus Duftkerzen zu entwickeln. „Ich bin sehr ungeduldig“, sagt er über sich. Also probierte er aus. Seine Duftkerzen sieht er heute auch als Design-Objekte. „Sie stehen ja überwiegend nur herum, ohne zu brennen.“ Das Muster soll an die Ausstattung eines Raumschiffs erinnern. Es ist sein großes Thema. Den Sternennebel, Inspiration seiner Nebula-Serie, setzt er als runden Ausschnitt auch auf seinen Flakon. „Wenn die Forscher den Sternennebel absuchen, dann machen sie das ja auch mit dem Teleskop.“ Der kreisrunde Ausschnitt ist ähnlich.



# MAN OF TODAY

NEW BOSS BOTTLED TONIC



**BOSS**  
HUGO BOSS

#MANOFTODAY

# „MEIN ERSTES BUCH WAR DIE BIBEL“



Eine wahrhafte Europäerin unter den Schauspielerinnen: Zur Zeit steht **Dorka Gryllus** in Budapest als Frida Kahlo auf der Bühne. Im deutschen Fernsehen ist sie am 17. April im Tatort „Sturm“ zu sehen. Weil die 44 Jahre alte Darstellerin, Mutter eines fünf Jahre alten Sohnes, zwischen Ungarn und Berlin pendelt, ist die Zeit immer knapp. Aber im Gespräch ist sie ganz da.

#### Was essen Sie zum Frühstück?

Ich muss am Morgen viel essen, weil mein Energielevel sehr niedrig ist. Das war mir lange nicht bewusst. Ich habe morgens Kaffee getrunken, und meine Energie ging runter. Ein Arzt hat mir dann erklärt, dass ich viel frühstücken muss, um gut in den Tag zu starten. Heute gab es Omelette.

#### Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Ich bin keine, die gern shoppt. Oft kaufe ich meine Kostüme nach Dreharbeiten, ich komme ja beruflich viel dazu, neue Kleider anzuprobieren. Mein Lieblingslabel ist Kala Fashion aus Berlin. Da kann ich in einer Stunde eine ganze Winter- oder Sommergarderobe kaufen.

#### Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?

Wenn ich für meinen Sohn einkaufe, schon.

#### Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ich habe einen Mantel von meinem Großvater, den hat er schon mit 18 getragen: sehr ungarisch, mit Stickereien am Revers, Schwarz auf Schwarz.

#### Was war Ihre größte Modestunde?

In Berlin ist die Mode anders als in Budapest. Etwas, das in Berlin supercool ist, findet man in Budapest vielleicht peinlich. Ich liebe flache Schuhe und überhaupt diese menschliche Berliner Mode. In Budapest wirkt das manchmal ein bisschen komisch. Aber ich mag den verwirrenden Wechsel von Modestunde und Modetugend zwischen den Kulturen.

#### Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?

Ja.

#### Haben Sie Stil-Vorbilder?

Nicht wirklich.

#### Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?

Nein.

#### Besitzen Sie ein komplettes Service?

Nein.

#### Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?

Für einen Freund in Berlin mache ich zum Geburtstag immer Lecso: einen ungarischen Eintopf aus Paprika und Tomaten mit Wurst.

#### Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?

Ich lese vor allem online. Oder auf dem Flug. Dann lese ich alles durch, was ich am Flughafen finde.

#### Welche Websites und Blogs lesen Sie?

Ungarische Blogs, Seiten wie origo.hu und index.hu. Und Tagesschau in 100 Sekunden. Ich habe leider wenig Zeit.

#### Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Vor zwei Wochen, eine Postkarte. Hat sich so ergeben.

#### Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?

Die Bibel. Ich komme aus einer protestantischen Familie, in der Religion sehr wichtig ist. Wahrscheinlich war es das erste Buch, das ich als Kind bekommen habe. Ich habe Theologie studiert, bevor ich Schauspielerin wurde. Meine Bibel liegt auf dem Nachttisch.

#### Ihre Lieblingsvornamen?

Soma. So heißt mein Kind.

#### Ihr Lieblingsfilm?

„Satan Tango“ von Béla Tarr. Seinetwegen bin ich Schauspielerin geworden. Ich habe damals mit einem Freund das Set besucht. Das hat mein Leben verändert.

#### Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit. Als ich vor 15 Jahren nach Berlin zog, hatte ich das Gefühl, mein Auto ist mein Zuhause. Ich war neu in der Stadt, und mein Auto war der einzige Ort, den ich kannte. Jetzt steht es meistens in Budapest.

#### Tragen Sie eine Uhr?

Nein.

#### Tragen Sie Schmuck?

Nur, wenn ich mich für irgendeinen Anlass hübsch anziehen muss. Im Alltag verliere ich Schmuck immer.

#### Haben Sie einen Lieblingsduft?

Als ich mein Kind bekam, wurde meine Nase so empfindlich, dass ich kein Parfüm mehr ertragen konnte. Seitdem ist es schwierig mit Parfüm. Wenn ich am Flughafen durch die Parfum-Abteilung muss, fängt die Nase an zu jucken.

#### Was ist Ihr größtes Talent?

Ich weiß, was ich nicht kann. Vielleicht ist das ein Talent von mir? Und ich glaube, ich bin ein positiver Mensch. Ich mache immer weiter. Hauptsache, man gibt nie auf. Eine Krise ist auch gut, um etwas Neues zu finden.

#### Was ist Ihre größte Schwäche?

Ich bin ein unsicherer Mensch. Ich habe eine Entscheidungsschwäche.

#### Womit kann man Ihnen eine Freude machen?

Ganz einfach: mit einer Umarmung. Mit einem Lächeln.

#### Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Filme. Und wir reden in unserem Alter oft über Kinder.

#### Sind Sie abergläubisch?

Ich bin eher gläubig. Aber es gibt Sachen, die man schon als Kind gelernt hat. Wenn das Salz umkippt, soll man eine Prise über die linke Schulter nach hinten werfen. Sonst gibt es Streit. Das mache ich manchmal. Aber ich glaube nicht wirklich, dass es etwas bringt.

#### Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?

Am Balaton. Wir fahren jedes Jahr ein bisschen nördlich des Balaton ins Káli-Becken, in ein Tal mit schönen kleinen Dörfern. Das ist für mich eine Ruheinsel in der Welt. Alles ist still, und die Sterne leuchten, weil es keine Lichtverschmutzung gibt.

#### Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?

Weiß ich noch nicht. Mein Mann ist auch Schauspieler, wir können nicht so einfach planen. Ich habe das aufgegeben. Wir sind immer sehr spontan.

#### Was trinken Sie zum Abendessen?

Meistens Wasser. Ganz selten ein Glas Wein.

#### Aufgezeichnet von Julia Schauf.

NOMOS  
GLASHÜTTE

Die Uhr zum Abitur



Glückwunsch! Wempe und NOMOS gratulieren mit der Serie Campus zum Abitur: schöne Manufakturuhren für alles, was kommt. Auf dem Boden: Platz für Eltern, Großeltern, Tanten, Onkel – denn eine Gravur gibt es gratis dazu. Mehr: [nomos-glashuette.com](http://nomos-glashuette.com), [wempe.com](http://wempe.com).

WEMPE  
FEINE UHREN & JUWELEN



# ROLEX

## DIE DATEJUST

Der Archetyp der modernen Armbanduhr schlägt seit 1945 Brücken über Generationen durch beständige Funktionalität und zeitlose Ästhetik. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 31

---

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*